

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798 / 856310
II 10 1996


BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1906.
Band 10



Aus der Bibliothek

von

Paul Jantz

Nr. 23.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. . . .

100,000 Im Gebrauch!



Blickensderfer Schreibmaschine

Vollkommenstes, vielfach patentiertes und preisgekröntes System; vielseitigste Vorzüge und Neuerungen; größte Einfachheit und Dauerhaftigkeit. — Katalog franko. Preis Mk. 175. u. Mk. 225.

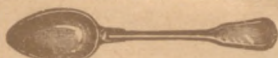
Filiale: Berlin
Leipzigerstr. 29, (Ecke Friedrichstr.)

Groyen & Richtmann, Köln.

Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den Pforzheimer Gold- und Silberwaren-Fabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. TODT, Pforzheim.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen!**



Nr. 632. Bestecke, Silber ^{800/1000} Fadenmuster
12 Löffel oder Gabeln 700 gr schwer. M. 73.50
12 Messer 250 43.50
12 Cafelöffel 260 29.50

Nr. 1076.

Moderner Ring.



2 Karat. Mattgold mit echtem Rubin und Brillant M. 30.—
Reich illustr. Kataloge m. über 3000 Abbild. gratis u. franko. Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alle Schmucksachen werd. modern umgearbeitet, altes Gold, Silber u. Edelsteine nehme in Zahlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren:

Drei Geschwister. Roman von **Margarete Gräfin Bünau** (Henriette v. Meerheimb).

Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.
Die Romane der Gräfin Bünau erfreuen sich einer steigenden Beliebtheit. Nach fortschreitender Handlung, scharfe Zeichnung nach dem Leben machen ihre Lektüre anziehend und genussreich.

Opfer. Roman von **Marie Bernhard.** Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Eine vortreffliche Lektüre für alle die, welche zu einem geläuterten und fein empfindenden literarischen Verständnis durchgedrungen sind.

In dritter Auflage erschienen:

Brausejahre. Roman von **H. v. d. Elbe.** Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer demwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

— Sie haben in den meisten Buchhandlungen. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Copyright N. P. Edwards, Littlehampton.

Nordkap und Mitternachtssonne.

Gegenwärtig erscheint:

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von **Friedrich von Hellwald.**

Fünfte, von E. Wächter neubearbeitete Auflage.

1280 Seiten Text mit mehr als 400 Abbildungen im Text und
60 Kunstbeilagen und Karten.

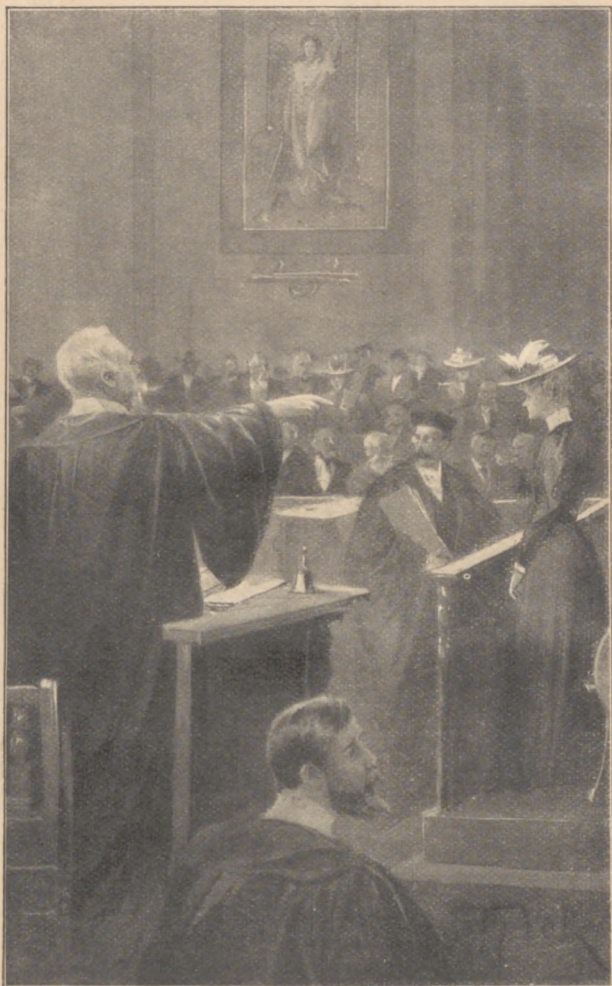
Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

Getragen von dem wissenschaftlichen und literarischen Ruhme Hellwalds tritt diese fünfte Auflage hinaus in die Welt zu einer Zeit, in der alle Schichten unseres Volkes der Kenntnis des Erdballs und seiner Bewohner das größte Interesse entgegenbringen und in welcher Mangel an geographischem Wissen als Lücke in der Bildung des Einzelnen schmerzlicher empfunden wird denn je. — Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“ hat bekanntlich bisher eine ungewöhnlich günstige Aufnahme in den gebildeten Kreisen nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europas gefunden. Das Werk ist in acht fremde Sprachen überföhrt worden und hat sich als Hausbuch im besten Sinne des Wortes eingebürgert. Durch vollständige Neubearbeitung, zahlreiche neue, meist nach der Natur aufgenommene Illustrationen, sowie neues Kartenmaterial ist Hellwalds „Erde“ wieder ganz auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Forschung gebracht und wird als volkstümliches, dabei aber wissenschaftlich wertvolles Werk abermals viele neue Freunde gewinnen.

» Zu haben in den meisten Buchhandlungen. «



Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „John Osbornes Spekulation“ von Friedrich Thieme.
(S. 89)

Originalzeichnung von Theodor Volz.

== Bibliothek der ==
Unterhaltung
und des Wissens
==

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ☞ sowie zahl-
reichen Illustrationen ☞☞

Jahrgang 1906. Zehnter Band



☞ Stuttgart, Berlin, Leipzig ☞
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

013798



II

Druck der
Union Deutsche
Verlags-gesellschaft
in Stuttgart



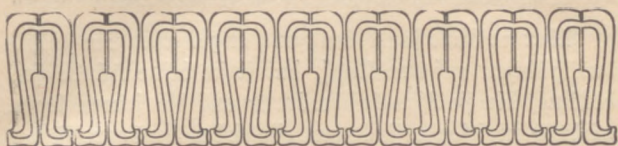
Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Schön-Almut. Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebeer (Fortsetzung)	7
John Osbornes Spekulation. Humoreske von Friedrich Chieme	74
Mit Illustrationen von Theodor Volz.	
Ein Spaziergang durch Budapest. Ein Städtebild von Reinhold F. Hermann	95
Mit 8 Illustrationen.	
Wieder allein. Novelle von Emma Haushofer-Merk . .	110
Die Fabrikation der Glühlampen. Technische Skizze von Ch. v. Wittembergk	174
Mit 14 Illustrationen.	
Babys erste Krankheit. Ein Bild aus dem Familienleben. Von Siegbert Salter	192
Die deutschen Gemeinden des Tosatals. Bilder aus dem nördlichsten Italien. Von W. Hörstel	198
Mit 8 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Die einbruchssichere Villa	215
Neue Erfindungen:	
I. Messerputzer „Eureka“ — Messerschärfer „Blitz“	218
Mit 2 Illustrationen.	
II. Selbsttätige Zimmerfontäne mit Blumentisch und Aquarium	220
Mit Illustration.	

	Seite
Ein brennender Strom	221
Kriegserinnerungen einer Königin	223
Seltames Nagetier	224
Mohammed in Bedrängnis	225
Das Essighaus in Bremen	226
Mit Illustration.	
Unverbrennbare Menschen	228
Das verschwundene Gebiss	229
Die beiden Kollegen	231
Die grösste Glocke der Welt	232
Mit Illustration.	
Die Erkrankungen des Gedächtnisses	234
Er hat's dazu	239
Londons Fremdenverkehr	239
Warnung vor Kurpfuschern	240
Das Glück eines Gelehrten	240





Schön-Almut.

Roman von Hedvig Erlin-Schmeckebier.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ropfnickend strich der Flötist sich die Schnurrbartspitzen. „Eben darum! So viel Bühnentalent soll nicht ungenutzt auf dem Land verkümmern. Meine Flöte hingegen wird einfach in den Kasten gelegt — und tot und begraben ist der Musikus, der immer nur gezwungen, doch niemals mit dem Herzen Musikus war. Nein, nein, mein liebes Fräulein Sommer-Wendt, ich bedaure sehr, aber kleine, talentvolle Schauspielerinnen gehören nicht aufs Land.“

Lore lächelte süß: „Hanschen, was das Komödienspielen betrifft, da sei nur ganz still, darin übertriffst du mich! Ich habe immer für Zurückgezogenheit und fürs Land geschwärmt, war immer eine strebsame Natur, du siehst es darin, wie ich mich aus meinen armseligen Verhältnissen herauszuarbeiten verstand.“

Da lachte er so niederträchtig, daß ihr hübsches Gesichtchen gelb wurde vor Enttäuschung.

Aber sie blieb sanft, duldsam, engelhaft. Sie stülpte das Hütchen auf den Kopf, damit sie beide Hände frei bekäme, die sie ihm beschwörend auf die feinen legte. „Hänschen,“ sagte sie dann, „siehst du, du begreifst das Höhere nicht in mir, den Zug nach oben. Das Schicksal aber kannte mich besser. Das schickte mir die liebe, gute, dicke, goldene Mama Sommer in den Weg, damit ich's mal ein bißchen gut hatte auf Erden. Was war da weiter dabei? Dich durst' ich so lange nicht kennen. Gott ja — aber seine Schwächen hat jeder.“

Seine schwarzen Rattenfängeraugen versprühten wahre Feuergarben. Er wollte etwas erwidern, doch er kam nicht dazu.

„Ruhig sein sollst du, gar nichts sagen! Ich will dir's kund tun, wie's steht zwischen uns beiden! Du taugst einen Dreier, und ich drei Pfennige! Wir passen also herrlich zusammen, sehnen uns beide aufs Land, und weil du nun Geld hast, so heiraten wir! Und jetzt unbekümmert um sämtliche Bäume und Sträucher hier um uns herum: gib mir den Verlobungsfuß!“

Mit ausgebreiteten Armen flog sie ihm an die Brust und — und sah über seine Schulter hinweg plötzlich etwas Fürchterliches.

Hinter ihnen, mitten auf dem weichen, sprossenden Rasen stand wie ein Bild aus Marmelstein Mama Sommer. Stand da mit offenem Mund, kreisrunden Augen, weit von sich gestreckten Armen, als wehre sie alle Schlechtigkeit dieser schlechtesten der Welten von sich. Sprechen konnte sie offenbar nicht, aber nach Luft zu schnappen begann sie wie ein Fisch auf dem Trocknen.

Um Gottes willen, um Gottes willen — was denn nun bloß anfangen? Kniefall! Lore lag schon vor Frau Sommer. Der Flötist aber verneigte sich mit dem Hut

in der Hand ein Mal über das andere wie ein armer Reisender, der um eine Gabe fleht.

Da kam Bewegung in die ausgestreckten Arme Mama Sommers, eine Art rudernde Schwimmbewegung, die aber hingereicht hätte, ihr einen Bienenschwarm vom Leibe zu halten, und ein Wort klang auf wie die Posaune des Jüngsten Gerichts — das Wort hieß: „Hinaus — hinaus mit euch allen beiden!“

Dann folgte ein Schrei, ein stammelndes Schluchzen: „Mama Sommer, geliebtes, süßestes, angebetetstes Mamachen Sommerchen, ich — ich will ja beichten! Nur mich nicht verstoßen! Er — ich, wir beide — Und weil er geerbt hat und nun heiraten kann, da —“ Es ging nicht weiter, und hilfselehend wandte Lore sich um nach ihrem Mittäter.

„Meine gnädigste Frau!“ Wieder verbeugte sich der Schwarzgelockte wahrhaft schwindelerregend. „Meine Gnädige, ich danke für alle Ihre Güte, die ich — o nein, Mißbrauch hatte ich nicht beabsichtigt —“

Mama Sommers Kinnbacken verrenkten sich besorgnißerregend, aber wieder kam nur das eine fürchterliche Wort: „Hinaus!“

Nicht umsonst hatte Lore die Bühnenschule besucht. Sie lag da wie ein Bild mit erhobenen Händen und erhobenen Augen. „Wenn ich verstoßen werde von dir, du meine zweite Mutter hier auf Erden, ich, die ich nie Liebe kannte — dann bring' ich mich um!“

Und nun geschah das Schrecklichste. Frau Henriette Sommer fand ihre Stimme wieder und keuchte: „Das — das tun Sie nur! Komödiantengesellschaft alle beide!“

Lore, die arme kleine Lore Wendt, sah ein, sie war am Ende ihrer Leistungen und erhob sich langsam und blickte um sich wie ehemals vielleicht Eva im Paradies,

als sie der liebe Herrgott auf den Weg ins Freie aufmerksam machte. Auch Adam-Holbeck schaute ein wenig betreten drein und schielte nach seinem Atelier hinauf, überlegend, ob das noch Habseligkeiten von ihm berge.

Lore versuchte ein letztes. Sie weinte herzbrechend, flehte, jammerte, ohne Geld und ohne Sachen könne und dürfe sie nicht auf die Straße gesetzt werden, das wäre gegen alle Menschlichkeit.

Aber auch das half nichts. Mama Sommer, so schönöde betrogen, blieb unerbittlich, erklärte, Lores Reisekorb dahin zurückschicken zu wollen, woher er gekommen, und rief es abermals mit immer dunkler werdendem Gesicht: „Hinaus mit euch allen beiden!“

Da ermannte sich Hans Holbeck. Mit kurzer Verbeugung zog er sich vom Schauplatz der Handlung zurück. Lore, ob sie wollte oder nicht, ob ihr Fuß auch fest am Boden wurzelte, mußte ihm folgen. Vor dem großen eisernen Portal standen sie dicht nebeneinander. Da ergriff sie zaghaft seine Hand. Adam und Eva, die das Paradies verließen, und hinter ihnen, als Engel mit dem feurigen Schwert, Mama Sommer, deren ausgestreckte Rechte noch immer zu rufen schien: „Hinaus — hinaus!“

Ja, jetzt waren sie draußen. Das Tor war hinter ihnen zugefallen — des Paradieses Pforte. Arme kleine Lore Wendt! Schluchzend lehnte sie am Parkgitter, und wäre die Straße nicht einsam gewesen, hätten sie gewiß bald mitleidige Leute umstanden. Was denn nun? Was denn nun?

„Was soll ich anfangen?“ schluchzte Lore. „Vom Fleck weg heiraten kannst du mich doch nicht.“

„Nein, um so weniger, da in einigen Stunden mein Zug geht. Ich denke, dich wird man in deiner alten Pension mit offenen Armen empfangen, und —“

Zwei zitternde Hände umklammern die feinen.
 „Du verlässest mich auch! Du gehst fort?“

Er sagte ganz eigen und ganz langsam: „Ja, kleine Lore. Aber in einem halben Jahre komme ich wieder und suche mir eine kleine Frau, die fürs Land paßt, die kochen, nähen, waschen, plätten und noch manches andere kann, und die da weiß: Reichtum allein tut's nicht auf Erden!“

„Hans, lieber Hans!“ Ihre Schwarzaugen wurden plötzlich weit. „Hans, sag mir, wieviel Güter hast du denn überhaupt geerbt?“

„Das will ich dir ganz genau sagen: Einen Garten, ein Stückchen Feld, zweitausend Taler bar, ein Häufel, eine Kuh, ein Kalb, zwei Ziegen und eine Wiese. Und alles das in Düsternwalde.“ Und er lacht mit dem ganzen Spitzbubengesicht dazu.

Gar nichts sagt sie, sie sieht aus, als hätte sie abgeschlossen mit allen irdischen Hoffnungen und Wünschen. Sie schreitet vor ihm dahin, schleicht an der Mauer entlang, gebrochen, ratlos, ein armes verlassenes Waisenkind, eine für alle vergangenen und künftigen Sünden post- und pränumerando bestrafte kleine Eva.

Da aber klingt noch einmal eine flüsternde Stimme an ihr Ohr, ganz sacht und leise, zärtlich wie Flötenton am Maienabend: „Reichtum allein tut's nicht auf Erden! — Lerne kochen und nähen, schaffen und bescheiden sein! — Dann, liebe kleine Lore Wendt, dann hol' ich dich!“

Als sie aufblickt mit den verweinten schwarzen Augen, ist sie allein.

Doch von ferne da tröstet und klingt es noch wundersam zurück: „Reichtum allein tut's nicht auf Erden!“

Zwanzigstes Kapitel.

Hoch droben im vierten Stock eines großen Mietshauses der Hauptstadt saß Almut in ihrem Zimmer am Fenster. Vor ihr lag die breite schöne Straße, deren unteres Ende das Siegestor begrenzte, daran der Stadtgarten sich angeschlossen, während am oberen Ende das stattliche Theater dem Auge sich darbot. Siegestor und Theater! Auf eines von beiden traf Almut's Blick, wenn sie ihn rechts oder links schweifen ließ. Ein Zufall hatte das so gefügt.

Am gleichen Tage noch, als ihr Fuß zum ersten Male die große fremde Stadt betrat, machte man sie auf die einfache Familienpension aufmerksam, wo sie nun ein freundliches Heim gefunden hatte. Um der Dame des Hauses sofort Klarheit über ihre Person zu verschaffen, vertraute sie sich ihr an und machte sie mit ihren Absichten sowohl wie mit ihren Existenzmitteln bekannt. Vares Geld besaß sie nicht, aber wertvolle Schmucksachen und Hochzeitsgeschenke, die ihr persönliches Eigentum waren; daraus konnte sie sich die notwendigsten Geldmittel verschaffen. Inzwischen mußte sie sich für einen Beruf Vorbilden, der ihr festen Boden im Leben gab. So hatte sie offen und ehrlich zu der Pensionsinhaberin gesprochen und entgegenkommende Aufnahme gefunden. Dann freilich kam der Zusammenbruch nach gewaltsamer Selbstbeherrschung, nach all der inneren Verlorenheit. Tagelang lag sie völlig apathisch, in tödlicher Ermattung. Als wäre sie gewandert, endlos gewandert und endlich wegmüde zusammengebrochen. Dennoch war keine Reue in ihr.

Auch dann nicht, als sie den Brief der Mutter in Händen hielt, der ihr die Antwort auf den eigenen

brachte und dem noch ein anderer beigelegt war: ein Brief Konstantins. Mehr als einmal hatte sie beide gelesen, und nun lagen die Briefe vor ihr im Schoße.

Die Mutter schrieb nicht viel. Sie nannte sich eine Unglückliche, die einer gewissenlosen Tochter alle Sorge und alles Unglück ihres Lebens verdanke, die jetzt verzweifeln müsse, wenn Marianne nicht ihr Licht und ihre Zukunftshoffnung wäre. Konstantins Schreiben klang aus einem anderen Ton. Es war er selbst, der sich, seinen Groll, seine furchtbar getroffene Selbstherrlichkeit und — ja, auch seinen Schmerz verhöhnzte.

Der Brief kam aus Genua und war an Bord eines Indienfahrers geschrieben.

„Schön-Ärmut,“ lautete seine Anrede, „damit Du Dich nicht allzusehr sorgst um mein Dir so theures Leben, will ich Dir Nachricht über mein Befinden geben. Den Umständen nach geht es mir leidlich. Da ich wegen meiner mißglückten Schießübung, die Dir weichherzigem Kinde so auf die Nerven fiel, daß Du Deine Sommerreise beschleunigt und ohne zärtlichen Abschied von mir zu nehmen antratest — da ich, wie gesagt, um dieser Schießübung willen nicht gern eine Beeinträchtigung meiner Freiheit für ein paar Monate riskieren möchte, ziehe ich es vor, ein wenig weltbummeln zu gehen, bis das gewisse Gras gewachsen ist u. s. w. Dir, meine teuerste Herrin, empfehle ich Nervenkräftigung, damit Du, wenn ich Dich in Jahresfrist etwa mit einem Wiedersehen überraschen sollte, gewisse Überreiztheiten überwunden hast. Eine vorübergehende Trennung in unserem Fall halte auch ich vorläufig für angezeigt. Du hättest Dich in diesem Punkte ruhig mit mir verständigen können. Aber ich will nicht nachtragend sein und habe meinen Sachverwalter angewiesen, Dir, falls Du früher heimkehren solltest als ich, die Schlüssel

unseres verlassenen Paradieses in Deine schönen Hände zu legen. Wollte ich abgeschmactt sein, könnte ich jetzt vielleicht noch hinzufügen: bleibe mir treu, Du Vielgeliebte! Und wollte ich ein übriges tun, könnte ich fortsetzen: das Weib, das meinen Namen mißachtet und mich lächerlich machte, würde ich töten, aber ich habe kein Talent für Pathos. Du hast es leider, Schön-Almut. Vielleicht beherrschest Du Dich aber auch in dem Punkte mir zu liebe und stellst Dein Licht hübsch unter den Scheffel. Wir Ehemänner sind nun einmal beschränkte Menschen und haben für theatralische Begabungen unserer Frauen sehr wenig Verständnis. Sei so freundlich, Dir das zu merken, sehr sogar, bitte. Im übrigen vertraue ich Deiner vornehmen Gesinnung voll und ganz, wie man zu sagen pflegt. Um so mehr, da ich den Gegenstand Deiner Versuchung vorläufig in seiner Karbol- und Jodoformatmosphäre für völlig ungefährlich halte. Inzwischen werde ich mich in Treffsicherheit nach Kräften zu üben suchen. Und somit Gott befohlen und auf ein fröhliches Wiedersehen, Schön-Almut!"

Sie saß und sann und lauschte in sich hinein. Aber es blieb stumm in ihr. Selbst der Widerwille, die Entrüstung, die Scham, die sie wohl sonst diesem Ton Konstantins gegenüber empfunden hätte — alles schwieg.

Dann stand sie auf, nahm die Briefe, faltete sie zusammen, legte sie in einen Kasten und schloß den Deckel — schwer, langsam wie über einer Gruft.

Nun war es ihr plötzlich, als sanken die Mauern um sie zusammen, als sei sie draußen mitten im brausenden Leben, ganz allein mit sich selber, ganz einsam, aber in Freiheit. Und diese Freiheit war Musik, hatte tausend Leben, die alle in ihrem Blute pulsten, die sie

alle fühlen, mit denen sie lachen und weinen, jubeln und leiden konnte.

Was war es, das wie ein Licht aus ihrer Seele brach und keine Dunkelheit, keine Verlassenheit, keinen Fluch mehr fürchtete?

Hinaus in den duftenden Frühlingsabend trug sie ihr übervolles Herz. Dort, während sie langsam die Straße hinausschritt, umschmeichelte sie die weiche Luft, weckte ihr wieder süße Erinnerungen an ferne, einstige Frühlingsdüfte. Im Frühling hatten ihre Augen einander zum ersten Male erblickt, im Frühling waren sie einander zum ersten Male begegnet, hatten zueinander gesprochen.

„Jürgen!“ Leise, wie ein Hauch kam der Name von ihren Lippen, leise und scheu, wie man Tote nennt. Er war ja auch tot für sie. Jetzt mehr als je. Die ihrem Manne entflohene Frau hatte sich strengere Entfagungsgesetze aufzuerlegen als jede andere, auch wenn sie diesem Bunde nie mehr zu leben vermochte. Jürgen war, wie sie dankbaren Herzens vernommen, auf dem Wege der Besserung. Ihr war es, als sei der unselige Zweikampf vom Schicksal bestimmt gewesen, um ihr des Gatten Gesicht zu zeigen, wie es wirklich war, und sie aus einem Leben der Lüge und Verstellung zu erlösen.

Am Ende des Stadtgartens wandte sie den Schritt, um wieder ihr einsames Heim aufzusuchen. Sie hatte zu denken und zu sorgen: was beginnst du morgen, welche Wege schlägst du ein, um dir eine Existenz, einen Lebensinhalt zu gründen? Musikunterricht erteilen, ja, das hätte sie wohl am liebsten getan, aber wie in der großen Stadt ohne Bekannte, ohne Züsprache einen Schülerkreis finden? Ein paar Anzeigen, die sie bereits erlassen, waren völlig resultatlos geblieben.

In tiefes Sinnen verloren, bemerkte sie nicht, daß ihr plötzlich ein Herr zur Seite blieb, sie scharf prüfend anblickte und dann den Hut vor ihr zog.

„Aber liebste Baronin — nein, das ist ja eine außerordentlich freudige Überraschung!“

Sie blieb stehen, fassungslos blickte sie ihn an, der ihr da beide Hände entgegenstreckte, und legte dann die ihren hinein in fast kindlicher Freude: „O Sie sind's, Herr Kammerjäger! Sind Sie denn jetzt hier?“

„Freilich,“ unterbrach er sie, „bin engagiert hier. Wußten Sie das nicht?“ Und dann bat er, sie begleiten zu dürfen. Er sei zwar auf dem Wege zum Theater, habe aber noch ein paar Minuten übrig. Wie es ihr ergangen sei inzwischen, fragte er sie, ob sie mit ihrem Gatten vorübergehend in der Residenz wäre. Von ihrer Verheiratung hätte er ja gehört, und das hätte ihm die plötzliche Aufgabe ihres Gesangstudiums genügend erklärt.

Sie antwortete dem lebhaften, liebenswürdigen Künstler ein wenig besangen, klärte ihn aber, so weit es nötig war, über ihre gegenwärtige Lage auf. Baron Marolf sei im Ausland.

Ihr Begleiter stellte keine Frage mehr. Er war taktvoll und welterfahren. Aber ein warmer, mitleidiger Blick streifte ihr Profil. Wie schön sie war! Und dazu diese Stimme — es war ein Jammer! Er mußte ihr das sagen, ja — das war seine Pflicht.

Abermals hielt er den Schritt inne. „Meine liebe Baronin, leider drängt mich meine Zeit, ich kann mich nur kurz fassen, und so sage ich Ihnen: kommen Sie zu mir! Morgen gegen Mittag erwarte ich Sie! Nehmen Sie Ihren Unterricht wieder auf! Sie gehen keinerlei Verpflichtungen gegen mich ein, wenn Sie es tun. Ich schenke Ihnen von meiner Zeit, so viel

ich kann, weil ich an Sie glaube — hören Sie, weil ich an Sie glaube! Das nehmen Sie sich mit, Sie schöne künftige Elisabeth — ich glaube an Sie. Und nun kommen Sie! Ich sehe ja durch Sie wie durch Glas, verstellen Sie sich nicht. Sie haben's ja drinnen im Herzen sitzen wie wir alle, denen die Kunst ernst ist. Leben Sie wohl für heut und morgen auf Wiedersehen! Auch meine Frau wird sich freuen.“

Er nannte ihr seine Adresse, und zum Antworten ließ er ihr keine Zeit.

Sie starrte ihm nach wie im Traum, kam nach Hause wie im Rausch, warf sich über das Sofa und weinte und schluchzte in die Kissen.

Draußen streichen die Schatten der Nacht vorüber. Drinnen im Stübchen starrten zwei heiße Augen ins Dunkel und schrien nach Licht — nach Licht! —

Am anderen Morgen, als es elf Uhr schlug, zog Almut bei dem Kammerfänger Waltern die Klingel.

Dem lichten Frühling war ein heißer Sommer, ein fruchtoreifer Herbst und ein Winter gefolgt, der das Schneekleid nicht viel ablegte und flimmernde, knirschende Kälte im Gefolge hatte, Kälte, die klaren Geistes machte, die Kraft weckte, die den Himmel lachen ließ in tiefer Bläue und ihn Nachts mit funkelnden Sternen übersäte. Überall durch Ritzen, Fenster und Türen wehte sie in das kleine Zimmer, aber Almut fühlte es nicht, ihr war es heiß im Herzen. Sie stand vor einem Ziel, das tapfere Arbeit forderte, wenn sie es erreichen wollte. Jener Zufall, der ihr den ehemaligen Lehrer in den Weg geführt, war bestimmend für ihr Geschick gewesen. Mochten die Zhrigen ihr zürnen, sie verstoßen — nicht in Worten, einstmals durch die Macht ihrer Künstlerschaft wollte sie zu ihnen sprechen.



Bis dahin aber war noch ein weiter Weg.

Die Mutter hatte noch einmal an sie geschrieben. Konstantin nie wieder. Das verstand sie an ihm. Das war seine Art — oder auch seine Taktik, von der er sich Erfolg versprach. Der Mutter Brief aber war von steinerner Härte gewesen. Anklagen, Vorwürfe und zuletzt die knappe Mitteilung, daß Marianne Gräfin Taufers geworden, aber unter den gegebenen Verhältnissen darauf verzichten müsse, die Schwester noch weiter zu kennen.

Almut hatte auch diesen Brief still zu den übrigen gelegt. Das Band zwischen den Ihrigen war zerrissen, und es kam über sie der Mut, die Spannkraft eines Menschen, der alles um ein hohes Ziel geopfert hat und mit Fiebereifer diesem Ziele zustrebt.

Ihr Lehrer und Berater schüttelte den Kopf dazu, wie sie von früh bis spät studierte und sich kaum die nötigste Erholung gönnte.

„Sie muten sich zu viel zu, so schaffen wir's nicht. So bringen wir Sie nicht heraus. Sie klappen uns zusammen.“

Die Baronin hatte sie abgelegt und einen einfachen, unauffälligen Bühnennamen angenommen. Almut Steinach nannte sie sich. Dennoch merkte sie an Kollegen und Kolleginnen des Kammerjägers, mit denen sie bekannt geworden war, daß ihre Herkunft kein Geheimnis geblieben sei. Da man sie aber nicht mit taktlosen Fragen und Bemerkungen belästigte, ließ sie es sich nicht kümmern. Vor ihrer Begabung hatten sie ja alle Respekt, und alle setzten große Hoffnungen auf sie. Das ermutigte sie und spornte sie an.

In etlichen Monaten, gegen den Schluß der Saison, sollte sie zum ersten Male auftreten. Ein Gastspiel auf Engagement nannte es der Direktor. Sie studierte

mit besonderer Vorliebe Wagnerrollen, die Elsa, die Senta und die Elisabeth. Die Senta aus dem „Holländer“ hatte sie für ihr erstes Auftreten erwählt.

Viele fanden es kühn, mit dieser Rolle zu beginnen, allein Almut's Lehrer schlug siegessicher jeden Zweifel nieder. Seine frohe Zuversicht wirkte schließlich ansteckend, und am Ende war jeder überzeugt davon, daß dieses Erstauftreten einen durchschlagenden Erfolg bedeuten werde.

Almut selber schien sich zu verwandeln von Tag zu Tag, ihr Gesicht wurde schmaler und blasser, ihre Augen aber strahlten in fast unnatürlichem Glanze. Etwas Weltentrücktes, Feiertägliches lag über ihrem Wesen. Anforderungen, die die Außenwelt an sie stellte, wurden ihr sichtlich schwer, so eingesponnen war sie in sich selber. Ihrem Lehrer wollte das nicht gefallen, er ermahnte sie, sich mehr dem frischen Leben zuzuwenden. Ein Künstler bilde seine Gestalten aus der wirklichen, nicht aus einer exträurlichen Welt. Sie solle sich davor hüten, die Dinge vor sich selbst zu hoch zu nehmen, auch die Bühne sei ein Wirklichkeitsgebiet, eine Arbeits- und Kampfesstätte, kein Wolkenheim.

Lächelnd hörte sie seine Ermahnungen mit an, ohne daß der Feiertagsglanz in ihren Augen erloschen wäre. Doch was sie dachte, sprach sie nicht aus: Wie hätte ich wohl den Schritt in diese Welt getan, wenn ich sie nicht voller Wunder sähe! —

Endlich brachten die Zeitungen die Ankündigung des in Aussicht stehenden Erstauftretens der jungen Sängerin Almut Steinach.

„Almut Steinach! Ei sieh mal an,“ sagte Graf Taufers bedeutsam und blinzelte über das Morgenblatt hinweg zu seiner niedlichen jungen Frau hinüber. „Eigentlich unvorsichtig von deiner — hm, etwas un-

gewöhnlichen Schwester, ihren Vornamen nicht zu wechseln. Im übrigen wissen hier im Klub schon so und so viele, die Beziehungen in der Residenz pflegen, wer diese Almut Steinach ist.“

Marianne wurde rot und blaß vor Erregung. „Warum erfahre ich das erst heute von dir?“

Sein hageres, verlebtes Gesicht verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. „Man sagt seinem neugebackenen Weibchen nicht alles, Kleine, und schließlich auch“ — sein Ton wurde hochfahrend — „was gehen meine Frau, die Gräfin Taufers, Theaterdamen an?“

Marianne war klug und entgegnete nichts.

Raum eine Stunde später aber traf sie außer sich bei der Mutter ein und machte dieser in den heftigsten Worten Mitteilung von dem, was ihr Mann ihr gesagt hatte. Die Baronin hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen. Ihr verbittertes, altgewordenes Gesicht verriet nicht, was sie empfand. Sie saß im Lehnstuhl, den Blick geradeaus gerichtet.

„Du bist schuld, Mama, du hast es nicht glauben wollen, hast gedacht, sie würde im letzten Augenblick doch Rücksicht auf ihre Familie nehmen, würde vor der öffentlichen Schaustellung ihrer Person doch noch zurückschrecken. Nun siehst du's! Totschämen muß man sich! Wenn Konstantin das wüßte! — Na, aber der läßt ja nichts mehr von sich hören, mir scheint, der läßt sie einfach laufen und tröstet sich —“

Da hatte sich Frau v. Buchensee erhoben. Ein Zug finsterner Entschlossenheit grub sich um die schmalen Lippen, dann sagte sie: „Ich werde es verhindern, daß sie austritt — ich werde es verhindern.“

Marianne lachte ungläubig auf. „Du — jetzt noch? Wie denn?“

Die Mutter schwieg. Sie hatte Schweigen gelernt,

das verbitterte, finstere Schweigen der Abhängigkeit und Wehrlosigkeit.

Sie aber, um die so viel anklagende, empörte Gedanken kreisten, sie stand mit bebendem Herzen vor ihrem Ziel. Als sie sich am Morgen von ihrem Lager erhob und sich sagte: Heute abend wirst du die Bühne betreten, war es ihr zu Mute, als sei das alles ein Traum. Und dann, als sie im Zimmer hin und her ging und wußte, daß sie wachte, kam ein Gefühl unfäglicher Verlassenheit über sie. An einem solchen Tage allein zu sein, keinen guten Wunsch, kein warmes Wort zu hören! — Gewaltjam zwang sie ihre Tränen hinab.

Gegen Mittag hatte sie noch einmal Probe. Ihre Pensionsinhaberin geleitete sie selbst die Treppe hinunter und drückte ihr die Hand mit fröhlichem „Viel Glück!“ Das machte sie leicht und zuversichtlich. Wie wohl ein wenig Freude, ein wenig Liebe tut!

Die Probe fiel glänzend aus. Ihr Lehrer war entzückt und prophezeite ihr durchschlagenden Erfolg. „Nun ruhen Sie bis zum Abend und alles geht vorzüglich!“

Sie nickte dankerfüllt wie ein glückliches Kind den Kollegen zu, die ihr gleichfalls glückwünschend die Hände schüttelten.

Daheim versuchte sie, noch ein paar Stunden zu schlafen, doch die Augen wollten sich ihr nicht schließen, und durch die Fenster lockte und lachte die Sonne. Da ging sie noch einmal auf die Straße hinab, nahm sich einen Wagen und fuhr ganz langsam eine Weile im Stadtgarten spazieren. Als sie vor ihrem Hause wieder aus dem Wagen stieg, zitterte sie ein wenig und mußte sich an dem Wagenschlag festhalten. Was war

denn das? Aufregung? Schwäche? Nein, nein — sie lächelte über sich selbst.

Oben kam ihr das Mädchen auf dem Flur entgegen. „Gnädige Frau, in Ihrem Zimmer erwartet Sie eine Dame.“

Almut öffnete die Thür zu ihrem Zimmer und — stand ihrer Mutter gegenüber. Sie standen beide stumm, Almut mit schwindelnden Sinnen, Frau v. Buchensee hochaufgerichtet im Bewußtsein ihrer mütterlichen Autorität, die sie hergeführt.

Sie war es auch, die zuerst das Wort fand. „Das Wiedersehen kommt dir ungelegen, nicht wahr, wie einem Menschen, der sich auf abschüssiger Bahn befindet, die Mahnung seines Gewissens ungelegen kommt. Habe ich recht?“

„Mutter!“ — kein anderer Laut kam von ihren Lippen. Die leidvollen Spuren im Antlitz des Menschen, der ihr der nächste auf der Welt hätte sein sollen, erschütterten Almut und ließen heißes Mitleid in ihr aufwallen.

„Hast du meine Worte nicht gehört? Ich bin keine Freundin des Komödienspiels, und die Rolle der liebevollen Tochter liegt dir nicht — gib dir keine Mühe!“

Jeder Ton war eine Mißhandlung, sollte eine sein.

Almut erbehte und starrte die Mutter an in qualvoller Erwartung. Nun wußte sie ja, warum die gekommen war: um zu richten und zu verdammen, blind, erbarmungslos. Eine plötzliche unendliche Angst preßte ihr das Herz zusammen, sie wollte etwas sagen, rufen und brachte doch nur ein undeutliches Stammeln über die Lippen: „Mutter, ich flehe dich an, was du mir auch zu sagen hast, laß es heute ruhen zwischen uns! Morgen ist alles vielleicht anders.“

„Morgen!“ fuhr die Freifrau auf, und ihre Stimme war hell und scharf. „Heißt das, du bist bereit, sogleich mit mir heimzufahren?“

Unter Amut begann der Boden zu schwanken. Sie mußte sich setzen, und die Angst in ihr wuchs immer höher.

Da trat die Mutter vor sie hin und schleuderte Wort auf Wort auf sie hernieder. „Die Reise zu dir ist mir nicht leicht geworden — das glaube mir! Dennoch gäbe ich viel darum, ich hätte sie schon früher gemacht und dich mit Gewalt auf den Weg der Pflicht und Sitte zurückgerissen. Aber ich hatte mir eingebildet, mit Stillschweigen auf dich zu wirken, hatte wie Konstantin gehofft, du lehrtest, wenn man dir Zeit ließe, von selbst zur Besinnung zurück. Daß du deiner Familie das Außerste antun und dich schamlos auf die Schaubretter hinaufwagen würdest, das hatte ich nicht geglaubt. Bis Marianne von ihrem Manne erfahren mußte, daß man den Namen ihrer Schwester herumzerzt wie den irgend einer bekannten Bühnendiva. Und nun bin ich hier und befehle dir: du kehrest sofort zurück mit mir, oder ich habe aufgehört, deine Mutter zu sein!“

Amut hatte sich langsam wieder erhoben und sah nun ihre Mutter starr an. Aber das Wort mußte fallen, das sie voneinander schied.

„Ich kann nicht, Mutter. Welch ein Charakter wäre ich, wenn ich jetzt nicht fest bliebe auf dem erwählten Wege. Ich muß es mir und euch beweisen, daß noch ein Mensch, den ihr nicht kanntet, in mir lebt. Und daß eben dieser Mensch es war, der in dem Dasein, das ihr mein Glück nanntet, so unerhört gelitten hat.“

Zwei sprühende Augen lasen in Amuts Zügen mehr noch, als deren Lippen gesprochen, lasen die Un-

erschütterlichkeit eines Willens, der nicht aus Irrwahn, der aus Kampf geboren war. Und die Mutter fühlte das Ende ihrer Macht. Das raubte ihr fast die Besinnung. Ihre Hände ballten sich, hoben sich anklagend empor. „O du! Da droben hört dich einer, hört deinen Frevel! Du, die du immer lieblos warst gegen die Deinen, immer nur um dein eigenes Wohl besorgt, du wirst der Strafe nicht entgehen für diese Stunde!“

„Ich war immer lieblos, Mutter, nur um mein Wohl besorgt —“

„Betriff nur die Bühne, wag' es nur, einem Toten deinen Schwur zu brechen! Ich sage dir, du wirst seinen Fluch verspüren beim ersten Schritt, den du auf die Bretter tust!“

„Mutter — um Gott, du machst mich wahnsinnig! Ich habe doch auch nur menschliche Kraft und heute —“ Entsetzt vor dem Gedanken an ihr Auftreten in wenigen Stunden, verstummte sie jäh und schlug beide Hände vor das Gesicht.

Der Freifrau bebende Finger rissen sie ihr wieder herab. „Sieh mir in die Augen hinein und hör's, was ich dir sage, was ich dir schwöre, so wahr du mein Fleisch und Blut bist: wagst du es doch, und kann ich dich nicht mit meinen Händen von den Brettern herabreißen, dann geschieht's auf andere Weise! Denke daran, wenn du heute abend auf der Bühne stehst! Höre die Tür dann zufallen, die dich auf immer von den Deinen scheidet! Höre dann deines Vaters Stimme über dir, die dich verflucht, höre sie mit Donnerlauten, daß dir davor Mark und Bein erschauert! Das ist mein Segenswunsch für dein Debüt!“

Leises Pochen ertönte. Almut wankte zur Tür, um zu öffnen. „Gnädige Frau, der Wagen ist da. Soll er warten?“

Noch einmal brannten zwei Augenpaare ineinander, in heißer Erwartung, in bitterer Qual. Dann sagte Ammut schwerfälligen Tones: „Warten — er soll warten!“

Die Mutter ging an ihr vorüber wie an einer Fremden — aus dem Zimmer hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Lärm hinter den Kulissen verstummt allmählich. Die Overtüre beginnt. Ammut lauscht den gewaltigen Klängen, aber nicht wie sonst finden sie den Weg zu ihrem Empfinden. Als ob sie abprallten von einer verschlossenen Thür.

Ruhen hatte sie sollen während des ganzen ersten Aktes. Um jeder Überhebung, jeder Zufälligkeit vorzubeugen, hatte man sie zeitig ins Theater holen lassen — da blieb ihr Muße, sich innerlich vorzubereiten.

Aber sie kommt nicht dazu, weder zum Ruhen noch zur inneren Sammlung. Etwas hält sie davon ab, etwas Ungreifbares, Geheimnisvolles, etwas wie eine Zwangsvorstellung, die ihren Geist beherrscht. Ihre Mutter, die Gestalt ihrer Mutter ist es, die sie fühlt, die sie sieht, wohin sie sich auch wendet. Bald steht sie im Türrahmen, hoch und feierlich, bald schreitet sie an ihr vorüber wie an einer Fremden, bald steht sie draußen im Dunkel der Nacht und hebt drohend die Hand auf gegen das lichtstrahlende Gebäude, dahinter ihr Kind sich für die Welt ihrer Anschauungen verlor.

Der erste Akt ist vorüber. Eine kurze Pause, abermals ein unruhvolles Hin und Her, dann tritt der Regisseur bei Ammut ein und bittet sie auf die Szene.

Ihr Lehrer geleitet sie und drückt ihr die Hände. „Machen Sie mir Ehre, halten Sie sich tapfer!“

Der Akt ist bereits arrangiert, die Spinnerinnen

sitzen im Kreis an ihrem Roden und wenden die Köpfe herum, als Almut die Bühne betritt. Sie schreitet an ihnen vorüber und nimmt ihren Platz ein, dem Bilde des Holländers gegenüber. Und zu ihm hebt sie nun den Blick, den träumenden, suchenden Sehnsuchtsblick.

Aufmerksame Stille. Das Zeichen! Die Musik beginnt, und dann mit dem Spinnerinnenchor hebt sich langsam der Vorhang. Almut fühlt heiße, veränderte Luft ihr entgegenwehen, und zwischen ihr und einer dunklen, gähnenden Tiefe schwindet lautlos die Scheidewand. Sie sieht es nicht, aber sie empfindet es, und dazu hört sie es in sich klingen: nun ist es geschehen. Das klingt und schwingt, als ob auch die Spinnerinnen mit ihren munteren Mädchen mit ihr raunten und fängen. Unentwegt sind ihre Augen zu dem bleichen Holländerbildnis emporgerichtet, hängen daran mit welkenfernem, verzehrendem Blick — bis des Bildes Rahmen in Nebel zerfließt und ihr eine leibhaftige Gestalt daraus hervorzutreten scheint, eine Gestalt, die auf sie zuschreitet — geisterhaft reglos, mit einem Antlitz, das sie kennt in seiner starren Totenblässe, einem Munde, der sich öffnet, einer Stimme, die da dröhnt: „Sei verflucht!“

Von ihrem Stuhl richtet sie sich auf — langsam, steif wie in Hypnose, streckt die Arme von sich gegen die Grabeserscheinung, gegen alle die Stimmen, die da rufen, dröhnen, schreien: „Sei verflucht!“

Drunten im Publikum entsteht ein Flüstern, ein Tuscheln. „Vorzüglich, vorzüglich! Phänomenales Spiel!“ Hunderte von Operngläsern sind auf die Senta gerichtet.

Jetzt — die Arie setzt ein: „Traft Ihr das Schiff im Meere an —“

Da, was ist das? Der Kapellmeister gibt das Zeichen

zum zweiten Male. Almut aber starrt geistesabwesend an ihm vorüber.

„Anfangen! Singen — singen!“ raunt ihr eine der Choristinnen zu. „Tragt Ihr das Schiff im Meere an —“

Ihre Brust dehnt sich, ihre Hand tastet nach der Kehle, sie öffnet die Lippen, sucht den hellen, hohen Glockenton, mit dem ihr Lied einsetzt, und — findet ihn nicht. Es ist wie in einem Traum, wo einer rufen, sprechen, schreien will und es nicht kann.

Mit Todesangst in ihren Zügen blickt sie um sich. Drunten im Publikum beginnt es unruhig zu werden. Im Orchester Verwirrung, auf der Bühne verzweifelte Anstrengung, der offenbar vom Lampenfieber Befallenen herauszuhelfen. Noch einmal gibt ihr der Kapellmeister das Anfangszeichen. Und wieder öffnet sie die Lippen — ein ächzender Laut, ein zitternder Schrei ist alles, was sie herausbringt, dann gleitet sie taumelnd rückwärts.

Der Vorhang fällt. Im Zuschauerraum herrscht ungeheure Aufregung, bis der Regisseur erscheint und beruhigend meldet, die junge Künstlerin Almut Steinach sei leider von einer plötzlichen Unpäßlichkeit heimgesucht worden. Man werde sofort Ersatz für sie schaffen.

Diese Unpäßlichkeiten — na ja, die kannte man. Lampenfieber — Reinfall! Das Publikum war fertig mit seinem Urteil, lachte, amüsierte sich schließlich und freute sich auf die Morgenzeitungen mit ihren jedenfalls diesmal nicht langweiligen Referaten über das verunglückte Debüt. —

Fast ohne Besinnung, kraft- und willenlos lag Almut daheim auf ihrem Lager und rührte sich nicht. Wie sie hierher gekommen, wer sie geführt, wer ihr zugeredet oder ihr Vorwürfe gemacht — das alles lag

verworren hinter ihr. Nun war sie allein im Schweigen der Nacht. Und eine innere Stimme sprach zu ihr: „Es ist alles so gekommen, wie es hat kommen sollen. Die Mutter hat recht behalten. Du hast deines Vaters Stimme gehört, die dich verfluchte, und das Grauen hat dir jeden Laut gelähmt und dich von der Bühne gejagt. Alles so, wie die Mutter es gewollt. Jetzt ist dir alles in Trümmer geschlagen, was du erhofft, erstrebt. Deine Brücken sind zerbrochen hinter dir.“

Endlich kam bleierne Müdigkeit, schloß ihr die Augen, und sie schlief schwer und traumlos.

Am anderen Morgen brachte man ihr mehrere Zeitungen in Kreuzbändern, die an sie adressiert waren, Berichte über ihr unglückseliges Erstauftreten. Die Referate waren sämtlich blau angestrichen. Sie nahm das erste, durchslog seinen Inhalt und erblaßte.

Nicht das Versagen ihres Könnens beurteilte man, nein, ihre Person zog man in den Vordergrund des Interesses. Ihr Schicksal nannte man mit allerhand schleierhaften Randbemerkungen ein vielbewegtes und bedauerte es, daß die sonst nicht mutlose junge Aristokratrin vor dem Rampenlicht so gänzlich versagt habe. Ja, Bühnenblut — das hätte nun einmal rote und nicht blaue Farbe.

Am ganzen Körper zitternd griff Almut nach einem zweiten Blatt. Es enthielt einen kürzeren und etwas sachlicheren Bericht. Ein drittes aber jagte ihr Schamgluten ins Gesicht. Das faßte die Angelegenheit scheinbar vom allgemeinen Standpunkt auf und verwahrte sich in brutalen Worten dagegen, daß die Bühne neuerdings als Tummelplatz gewisser sensationslüsterner moderner Damen, die sich sonst auf der Welt nicht nützlich zu machen wüßten, betrachtet würde. Wirkliche Fähigkeiten träten bei diesen Versuchen ja doch fast

nie zu Tage, und unverständene junge Frauen täten gut daran, sich und andere die Enttäuschung zu ersparen, auch von der Bühne herab nicht verstanden zu werden.

Das war das Schlimmste gewesen, das schlug sie wie mit Nuten. Verzweifelnd sann sie, wie sie nun ihre Zukunft gestalten sollte. Es kam ihr kein helfender Gedanke. Je mehr sie grübelte, desto mehr verwirrten sich ihre Vorstellungen.

Plötzlich fuhr sie verstört empor. Es hatte geklopft. Furchtsam blickte sie dem eintretenden Mädchen entgegen.

„Gnädige Frau, ein Herr, der seine Karte nicht geben und seinen Namen nicht sagen will, möchte Sie dringend sprechen.“

Amut hatte sich erhoben. „Konstantin!“ schrie es in ihr. Konstantin, der sich die Stunde seiner Abrechnung mit ihr wohl gewählt hatte!

Da wurde die Thür geöffnet, und auf der Schwelle stand — Jürgen Altringer. Er sprach kein Wort, sah nur zu ihr hinüber.

Sie aber schrie plötzlich auf, stürzte zu ihm hin, schlang die Arme um seinen Nacken, klammerte sich an ihn wie der Versinkende, der seiner Rettung feste Planken faßt, und schluchzte laut auf. „Jürgen — Jürgen!“

Er hielt sie mit aller Kraft seiner starken Mannesliebe und hatte doch in seiner Stimme die weichsten, zartesten Trösterlaute. „Amut — du armes Kind — du armes, armes Kind!“

Er war gekommen — er! Von allen Menschen er! Nichts war da, nichts fühlte sie, keine Vergangenheit, auch nicht die Gegenwart — nur ihn — ihn, der sie an seinem Herzen hielt und der zu ihr sprach, als wäre alles, alles wieder gut!

Da rief er ihr's zu: „Komm mit mir, Almut, denn wir gehören zu einander, unlöslich — ewig! Komm mit mir in ein anderes Land, in einen anderen Erdteil! Dort wird deine Ehe gelöst, und du wirst mein — mein Weib! Ich liebe dich ja, mit jeder Faser meines Wesens liebe ich dich!“

Ihr Ohr trank seine Worte, trank sie in sich hinein, wie einer, der sich satttrinken will für eines ganzen langen Lebens kommendes Entsagen. Dann sah sie ihn an mit den tränendunklen Augen. „Nie, Fürgen, nie wird das sein! Ich breche nicht noch einmal, was ich geschworen.“

Er zwang seine Leidenschaft, die gegen ihre Worte anstürmen wollte, in sich zur Ruhe. Er liebte sie ja nicht allein, er war ihr Freund, und dem Freunde sollte sie vertrauen.

Er begann von sich zu sprechen und wie sein Leben gewesen, seit sie sich zum letzten Male gesehen. Kein Wort von alledem, was das Duell betraf. Doch Almut's Augen forschten voll heißen Bangens in seinem Gesicht. Trug er nicht noch an den Folgen?

Er gab ihrem stummen Fragen Antwort, erzählte, daß er ein paar Monate im Süden zugebracht, um nun mit frischer Kraft sich wieder seinem Beruf zu widmen. Sein Dombau sei nahezu vollendet, und er stehe augenblicklich hier in der Großstadt in Unterhandlung wegen Übernahme eines staatlichen Baues. Nur ganz zufällig habe er heute in der Zeitung den Namen der jungen Sängerin Almut Steinach gelesen.

Er sah, wie sie erbleichte, wie sie voll Scham zu zu den Zeitungen hinüberblickte, die seitwärts auf dem Tische lagen.

„Wollen Sie sich's ansprechen lassen,“ fuhr er fort, „daß vielleicht ein paar giftige Federn ihren Geiser

nach Ihnen spritzten? Sie stehen ja doch himmelhoch darüber und werden ein zweites Mal sich und anderen beweisen, wie sehr Sie es tun.“

„Ein zweites Mal?“ Amut wich von ihm zurück, ihre entsetzten Augen sahen wieder vor sich das Grausen des verwichenen Abends. Und wilde Worte zwangen sich jetzt hervor, in abgerissenen Sätzen sprach sie ihm von dem Schwur, den sie dem sterbenden Vater gegeben, und der, da sie ihn gebrochen, nun ihres Lebens Fluch und Schicksal war.

Da hielt er sie an den Händen gefaßt, preßte sie, als wolle er ihnen die eigene Kraft und Stärke geben, und rief: „Das ist ja alles gar nicht wahr, Amut! So, wie Sie das jetzt empfinden, ist das ja gar nicht wahr! Kein Toter und kein Lebender hat das Recht, sich so zu eines Menschen Schicksal zu machen. Es gibt ja gar kein Schicksal in dem Sinn, wie Sie es jetzt meinen. Sein Schicksal ist ein jeder selber! Die eigene Kraft, die eigene Schwäche — das ist's, woran einer sich emporhebt, oder woran er zerbricht. Stark sein sollen Sie, Amut, die Kraft haben, die in Ihnen lebt!“

Wie seine Worte sich in sie hineinzwang, wie das zu Boden Geschlagene in ihr, das doch nicht sterben wollte, sich wand und leise wieder emporhob!

Er fühlte, er sah, was in ihr vorging, und ein sieghaftes Klingen kam in seine Stimme: „Ja, Amut, ja, Sie werden's zwingen! Stecken Sie sich ein Ziel, und Sie werden's erreichen. Ein Ziel im Leben muß jeder haben und eine Arbeit, eine Pflicht, an die er glaubt. Auch verliehene Gaben sind verliehene Pflichten. Heraus aus dem Bann und Druck, der Sie jetzt gefangen hält! Vorwärts, Amut — vorwärts und aufwärts!“

In die flammenden Augen sah sie ihm hinein. Ja,

vorwärts und aufwärts! Ja, noch einmal voran — hinauf!

Ihre Worte sprachen nicht zu ihm, aber Jürgen Altringer wußte: sie war ihres Schicksals Meister geworden, es zwang sie nicht wieder hinab!

Er sprach auch nicht wieder von seiner Liebe zu ihr, doch er bot ihr seine Freundeshilfe an.

„Nein, Jürgen. — Ein anderes aber erbitte ich von Ihnen.“ Ihr tiefer Blick ruhte ein paar Sekunden fest in dem seinen, bevor sie weitersprach: „Ihnen danke ich es, wenn ich noch einmal meinen Weg wiederfinde, machen Sie selber mir diesen Weg nicht schwer! Ich muß ihn einsam gehen.“

„Almut!“

„Sie haben mir noch einmal die Kraft des Wollens gegeben, nehmen Sie mir die nicht wieder!“

Er stand regungslos. Kein stürmisches Atmen der Brust verriet den kurzen wilden Kampf in ihm. Dann war der Kampf zu Ende. „Ich verspreche es Ihnen, Almut!“ sagte er stark und fest.

Ohne noch einmal ihre Hände gedrückt zu haben, ging er zur Thür, und von der Schwelle klang ihr sein letzter Scheidegruß: „Vorwärts und aufwärts, Almut!“

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Wie freute sich Frau Henriette Sommer in ihrem jetzt wirklich recht freudearmen Leben, als sie die „liebe Baronin Buchensee“ wieder einmal traf. Seitdem diese nicht mehr zu ihren Mietern zählte, sondern nach der Verheiratung ihrer Töchter eine bedeutend kleinere Wohnung in anderer Stadtgegend bezogen hatte, sah man einander nur äußerst selten. Den bedauerlichen Umzug zu verhindern, hatte leider nicht in Frau Som-

mers Macht gelegen. Der Baronin war wohl vor allem darum zu tun gewesen, in kleinerem Rahmen eine einfachere, bescheidenere Lebensführung als bisher anzubahnen. Die Gräfin Taufers hatte das offenbar für ihre Mutter ersprießlich gefunden.

„Ja, ja, die Kinder!“ dachte seufzend die ehemalige „Mama“ Sommer und drückte Frau v. Buchensee teilnahmsvoll die Hand. Wie vergrämt die Arme aussah! Schade, daß man sich auf der Straße befand. Selbst auf die Gefahr hin, taktlos zu sein, hätte Frau Henriette gern so mancherlei gefragt. Immerhin versuchte sie auch hier ihr möglichstes.

„Wie geht es Ihnen denn, meine liebe, liebe Frau Baronin? Hatten Sie keine Lust, sich der Frau Gräfin, die, so viel ich hörte, in der Schweiz ist, anzuschließen?“

Peinlich berührt antwortete die Freifrau kühl: „Ich danke, mir geht es gut. Marianne aber reist mit ihrem Gatten. Eine Mutter ist übersflüssig bei einem jungen Paar.“

Frau Sommer lächelte schmelzend. „Ja, ja — natürlich, es ist einmal nicht anders im Leben. Hoffentlich erhalten Sie immer gute Nachricht von Ihren Kindern, liebe Frau Baronin. Hat nicht der andere Herr Schwiegerohn eine große Seereise angetreten?“

Der Freifrau Augen blitzten auf. Sollte sie müßige Neugier befriedigen? Sollte sie sagen, was Graf Taufers vor ein paar Tagen erfahren hatte, daß Konstantin v. Marolf seine Heimkehr verzögern mußte, weil er in Rio de Janeiro schwer fieberkrank gelegen? Nein! Frau Sommers Wißbegier sollte nicht auch noch die Rede auf Almut bringen, deren Bühnenfiasko man durch die Zeitungen erfahren hatte. Diese Tochter war tot für sie. So schnitt sie denn ein weiteres Fragen durch die Bemerkung, leider große Eile zu haben, un-

vermittelt ab und wandte sich nach kurzer Verabschiedung zum Gehen.

Frau Henriette Sommer aber setzte ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fort — unzufrieden mit sich selber. Was hatte sie sich auch verleiten lassen, neugierig zu sein! Sie, die sonst die taktvollste Vorsicht in Person war! Und nun mußte sie gerade die arme Buchensee kränken! Als ob sie nicht mitzufühlen vermöchte, wie es in einem unglücklichen Mutterherzen aussehen konnte! Als ob sie nicht an dieser Schlange, an dieser Zigeunerin, gehangen hätte wie eine Mutter an ihrem leibhaftigen Kind! O, es war noch kein Gras über die Wunde gewachsen, die ihr die Falsche geschlagen. Auch der Flötistenbetrüger hatte einen Riß in ihrem Herzen hinterlassen. Bloß nicht daran denken! Wenn ihr nur die Lore, diese schlechte Person, nicht so oft unter die Augen gekommen wäre! Aber so oft Frau Henriette in die Markthalle kam, stand sie ihr meist mitten im Weg, daß man hätte fallen können über sie. Immer war sie schwer bepackt mit Korb und Marktneß, und aussehen tat sie — daß Gott erbarm — wie eine verhungerte Kaze! Und immer hatte sie demütig gegrüßt — aber nie hatte Frau Sommer auch nur mit einem Wimpernzucken verraten, daß sie je im Leben eine Lore Wendt gekannt.

Rascher schritten plötzlich ihre Füße voran. Sie war sonst immer schon gegen zehn Uhr in der Markthalle — heute hatte sie sich bedeutend verspätet.

Aber trotzdem — wer kommt ihr, keuchend unter der Last zweier vollgepackten Körbe, entgegen? Die kleine Lore Wendt!

Mit jener Anwandlung von Schadenfreude, die wohl jedem Menschen einmal im Leben kommt, muß die ehemalige Bizemama plötzlich denken: „Wie sie

wohl heute grüßen wird mit ihren zwei Körben?“ Und dieser Frage fügt hausfrauliche Betrachtung hinzu: „Welschkohl, Salat, Kartoffeln hat sie in dem einen, Meerrettichwurzel und eine Hammelkeule in dem anderen Korb.“

Doch siehe da: tief und ohne zu schwanken sinkt Lore in die Knie und schnell wieder empor wie ein artiges Schulmädchen, als sie die Gönnerin aus schöneren Tagen erblickt.

Frau Sommer steht wahrhaftig eine Sekunde still, aber nur weil ihr Schirm ins Wanken gekommen ist und schließlich zur Erde fällt.

Die zwei Marktkörbe hinstellen, den Schirm aufheben und ihn, abermals tief kniend, überreichen — das ist eins bei Lore Wendt.

Frau Henriette reißt wütend den Schirm an sich und knurrt: „Was geht mein Schirm Sie an — Sie — Sie! . . . Eine Schande ist's, daß Sie so heruntergekommen sind! Aber recht ist's Ihnen! Harte Arbeit zur Strafe für die verlogene Komödie, die Sie sich nicht geschämt haben, mir vorzuspielen!“

Das kleine Figürchen im blauen Ginghamkleid duckt sich demütig zusammen. „Ach, Neue ist bitter! Wer wüßte das besser als ich! Aber Arbeit ist keine Strafe! Ich arbeite gern.“

Süß wie Honigseim und weich wie Watte klingt der Rede Ton. Fast greift er ihr ans Herz, der guten, leichtgerührten Henriette Sommer.

Aber sie nimmt sich heldenhast zusammen und fragt: „Wie es den Anschein hat, sind Sie Küchenmädchen geworden — was?“

„O nein!“ Das dunkellockige Köpfchen hebt sich etwas. „O nein! Als ich damals —“ hier stockt sie seufzend, die arme kleine, aus dem Paradies verstoßene

Eva — „als ich damals in meine frühere Pension zurückkehrte, hatte man keinen Platz mehr für mich. Und Geld hatte ich doch auch nur wenig — und da, weil gerade die Stütze fehlte, da — da wurde ich die.“

„So!“ sagt Frau Sommer nur. „Und der Kerl, der Flötenjüngling, der hat Sie wohl sitzen lassen, wie das immer so geht?“

Sie erhält keine Antwort. Dafür erheben sich hinter ihnen beiden, die fast Seite an Seite gestanden, seltsame Geräusche. Ein Reifen und Knurren, ein Rascheln und Poltern. Gleichzeitig fahren ihrer beider Köpfe herum, erblicken ihrer beider Augen ein unerwartetes Bild: um eine mächtige Hammelkeule neben einem umgestürzten Marktkorb balgen sich zwei Rötter um Sein oder Nichtsein, um Haben oder Nichthaben!

„Um Gottes willen — meine Hammelkeule!“ Schreiend will Lore zwischen die Rötter fahren, allein Frau Sommers Arm hält sie zurück.

„Sind Sie verrückt? Sollen die Sie zerfleischen? Recht wär's Ihnen schon! Läßt man einen Korb hinter sich stehen und kümmert sich nicht drum?“

„Ich habe alles über dem Wiedersehen mit — mit Ihnen vergessen!“ schluchzt es zurück.

„Das ist nun wahr,“ denkt Frau Henriette merklich milder, langt in die Tasche und zieht ihre Geldtasche heraus. „Hier, für die Hammelkeule!“ sagt sie und läßt ein Zwanzigmarkstück im Sonnenschein funkeln. „Und den Rest für Sie, damit Sie sich mal sattessen können. Bitte mich aber künftighin nicht wieder auf der Straße anzuhalten oder anzusprechen.“

Das Zwanzigmarkstück gleitet in Lores Händchen. Sie hütet sich, es nicht anzunehmen. Im Gegenteil: sie dankt in tiefster Bektuirschung mit kindlichem Knicks und Handkuß.

Wieder ist Frau Sommer beinahe gerührt. Und um das nicht zu zeigen, schreitet sie stolz und unnahbar weiter.

Lore hat inzwischen ihre beiden Körbe, den einen bedeutend erleichtert, wieder aufgenommen, schaut interessiert noch eine Weile den Hunden zu, die ihre Hammelkeule zwischen sich hin und her zerren, geht dann zum Fleischer, erhandelt eine neue und erreicht endlich wohlbehalten mit allen Schätzen ihre Pension.

Da harrt reichlich Arbeit ihrer. Doch bei aller Arbeit bleibt ihr ein festtägliches Gefühl. Mama Sommer hatte nach fünfviertel Jahren wieder mit ihr gesprochen! Und in ihrer Tasche klimperte Geld! Kaum hätte der Tag ihr Schöneres bringen können.

Sie hält plötzlich inne in ihrem Mohrrübengeschabe und blickt sehr nachdenklich drein. Wie hatte doch die ehemalige Wohltäterin gesagt? „Der Kerl, der Flötenjüngling, hat Sie wohl sitzen lassen?“ Ja, sozusagen — das hatte er! Und wie hatte sie sich inzwischen geplagt! Leicht wurde sie ihr nicht, die Rolle der Stütze, die sie sich auferlegt — ganz gegen ihren Willen, gegen alle Überzeugung auferlegt, nur weil er gesagt hatte, er brauche eine Frau, die kochen, nähen, waschen und bescheiden sein könne. Nun, sie ist bescheiden geworden, dessen durfte sie sich rühmen. Und kochen und nähen, waschen und plätten, das hatte sie alles gelernt, gelernt unter vielen Tränen und bei kargem Brot. Gelernt mit schmerzenden Pfötchen und einsamem Herzen. Arme kleine Lore Wendt! —

Da steht sie eines Tages wieder einmal im schönsten hellen Morgensonnenschein in der Küche und ist so brav und fleißig, wie nur eine sein kann. Und während ihre Händchen hurtig die Bürste führen, um das Zinkblech vor dem Fenster blitzblank zu scheuern, blicken ihre

Schwarzaugen zuweilen vorwurfsvoll empor zu jener nachbarlichen Mansarde, wo ehemals einer geblafen hatte: „Ach, wie ist's möglich dann! —“ Aber da blies jetzt keiner mehr. Da saß ein buckliges Schneiderlein und zog einförmig seinen Faden ein und aus — aus und ein, einförmig, wie das Schicksal ihr den Lebensfaden durch die Tage zog — ein und aus — aus und ein.

Sie seufzt, nimmt ein Häufchen Sand und scheuert noch inniger, hingebungsvoller das Fensterbrett. Die Wangen fangen an ihr dabei zu glühen, die widerspenstigen Böächchen umtanzen sie wie zappelnde kleine Schlangen, und wieder und wieder streut sie Sand, taucht die Bürste ins Wasser, daß es nur so sprüht und sprudelt und planscht und tropft.

„Oho — Sie da oben, wollen Sie wohl ein bißchen aufpassen!“ Eine Stimme tönt plöblich vom Hof zu ihr empor — eine Stimme, die ihr in alle Glieder fährt. Vor Schreck fällt ihr die Bürste aus der Hand, hinunter, wo ein schwarzhaariger Mensch sie auffängt, sie ihr lachend entgegenstreckt und dann mitsamt der Bürste im Haus verschwindet.

Die fleißige Lore aber fährt sich über die Augen, weiß nicht, ob sie wacht oder träumt, bis sich die Küchentür aufthut und einer dasteht, dem sie sofort um den Hals fliegt, obwohl er sie durchaus nicht darum ersucht.

„Haben Sie mich naß gespritzt? Stimmt das?“

„Ja, es stimmt, es stimmt!“ Sie lacht und sie weint, sie bewundert den endlich Bekommenen und findet ihn scheußlich — alles zu gleicher Zeit.

„O psui, Hansel, wie bist du dick, wie siehst du nach Düsternwalde aus! Und was willst du überhaupt und — ach nein, hier, erst setze dich!“

Auf der Wassereimerbank sitzt er nun und sieht sich

mit Spitzbubenaugen um, guckt sich die Lore mit den aufgekrempelten Armen an und nickt wohlgefällig: „Diese Wendung könnte mir gefallen, Lore Sommer-Wendt. Steht dir gar nicht übel. Wie wär's denn nun mit einer kleinen Ortsveränderung — was?“

„Gelt, auf dem Land geht's nicht ohne Frau? Das hast du eingesehen?“

„Ja, das hab' ich eingesehen,“ sagt er trocken. „Und darum bin ich jetzt sozusagen auf der Freite. Krieg' ich eine, die mir paßt, die vor allem tüchtig in der Wirtschaft ist, dann wird gleich vom Fleck weg geheiratet, denn Zeit habe ich keine mehr. In drei Wochen spätestens muß ich wieder in Düsternwalde sein — zur zweiten Heuernte.“

Lore ist auf einen Stuhl gesunken. Ihr ist's zu Mute, als säße sie in einem Karussell oder rase in einer Drehbahn rund um.

Er aber, der einstmal's Schwarzgelockte und jetzt kurzgeschorene Ackerbürger aus Düsternwalde, fährt geschäftsmäßig fort: „Zu haben braucht sie nichts, meine Künftige. Ausstattung ist da. Nur für bescheidene Ansprüche natürlich! Fänd' ich beispielsweise noch heute eine, ließ ich gleich das Aufgebot ansagen.“

Lore rückt auf ihrem Sitz hin und her, schlingt die Finger umeinander und pläzt schließlich heraus: „Na, weißt du, Hans, das geht aber doch nicht!“

„Was geht nicht?“ fragt er harmlos zurück. „In drei Wochen die Heiraterei abgemacht zu haben? Das wäre das wenigste. Aber erst eine finden, die mit nach Düsternwalde will und dahin paßt!“

„Ist denn dein Düsternwalde gar so grauslich, Hanschen? Ich meine, hat es denn gar keine Reize?“

„Nun, wer sich aufs Finden versteht, der wird schon welche finden.“

„Hanschen —“ sie sitzt plötzlich neben ihm —

„Hanschen, ich möchte schon. Weißt du, ich wäre sehr für Ortsveränderung. Ich ginge auch aufs Land.“

„Hm —“ Der Düsternwaldener tut, als ob er überlege, und schüttelt dann betrübt das schwarze Haupt: „Was weißt denn du von Kälber-, Gänse- und Hühnerzucht, du Küken!“

Da klingt ein Lachen auf. „Nichts, gar nichts! Aber wie man einen Esel behandelt, das weiß ich. So — so — und so —“

Jedes „So“ ist ein Kuß.

Daß sich die Thür aufgetan und die würdige Pensionsinhaberin im Rahmen derselben erscheint, das wissen die zwei auf der Cimerbank erst, als eine Stimme spricht: „Ich gratuliere! Aber sollte sich nicht ein anderer Raum besser für die Verlobungsfeier eignen?“

„Meine verehrteste gnädige Frau, das ist mir aus der Seele gesprochen!“ Ruhig, als ob nicht das geringste Überraschende geschehen wäre, steht Hans Holbeck vor der Herrin des Hauses und wechselt Blicke hinterlistigen Einverständnisses mit ihr.

Da fallen Lore die bekannten Schuppen von den Augen, und sie weiß plötzlich, sie ist ja gar nicht einsam und verlassen während all der Zeit ihres Stützendaseins gewesen. Der da, der das Heucheln nicht lassen konnte wie die Katze das Mausen, der hatte ganz genau gewußt, was sie trieb und schaffte, der hatte sich in Verbindung mit ihrer Pensionsherrin gesetzt, hatte auch heute sein Kommen angemeldet und hatte nicht nur zufällig im Hof gestanden.

Und was ein untrügliches Gefühl ihr sagt, findet sie noch vollends bestätigt durch die Flasche Wein, die nebst drei Gläsern im Salon ihrer wartet, und wo sie nun

in aller Feierlichkeit miteinander anstoßen: „Auf glückliche Verlobung!“

Dann hat die Pensionismutter sich einsichtsvoll zurückgezogen. Über Lore aber kommt wieder das Karussell- und Drehbahngefühl von vorhin. Verlobt! Also wirklich und wahrhaftig verlobt! Aber sie hatte doch gar nicht richtig ja gesagt, und im Grunde hatten sie sich fast immer gezannt, solange sie sich kannten. Und nun waren sie auf einmal so ohne alle Umstände miteinander regelmäßig verlobt!

„Hansel —“ sie packt ihn plötzlich ängstlich beim Arm und schaut fragend zu ihm auf — „Hanschen, ich weiß doch nicht, wenn das nur gut geht mit uns beiden! Vertragen haben wir uns nie. Mir kommt solch eine Bange auf einmal —“

Da greift er in seine Westentasche, blickt auf die Uhr und meint gemütsruhig: „Ja, wenn du dich nicht schlüssig machen kannst, dann müßt' ich mich eben nach was anderem Passenden umsehen. Ich habe nämlich gar keine Zeit mehr.“

„Ach du gräßlicher, gräßlicher Heuchler — du! Na meinetwegen denn, weil du gar so große Eile hast!“ Nun erst reicht sie ihm die roten Lippen zum rechten, echten Verlobungskuß.

Vierzehn Tage später erhält Frau Henriette Sommer ein Briefchen, dessen Handschrift sie kennt. Grämlich erbricht sie den Umschlag und liest.

„Über alles geliebte, edle Wohltäterin, einstmals meine gute Mama Sommer! Wir zwei Menschenkinder, er und ich, wir haben uns nun doch endgültig zusammengesunden und heiraten uns in drei Tagen. Wir sind zwei gänzlich andere Menschen geworden, er spielt nicht mehr Flöte, und ich strebe nicht mehr nach

Luzus und Nichtstun. Wir haben beide einen bedeutend besseren Charakter bekommen als früher, und darum tut es uns auch so innig leid, Sie aus Unverstand einstmals hintergangen zu haben. Bitte, tragen Sie uns das nicht mehr nach und machen Sie glücklich durch einen Segenswunsch zu ihrer Hochzeit Ihre ewig in wahrer Kindesliebe getreue Lore.“

Das Briefchen fliegt zerknittert in den Papierkorb. „Bettelei, nichts weiter als plumpe Bettelei!“ murrte Frau Henriette. „Eine Unverschämtheit sondergleichen, diese Anzapfung!“

Am Abend aber hat sie einen Entschluß gefaßt, einen, der aus reiflichster Erwägung ihres einsamen, verbitterten, verrathenen Herzens heraus entstanden ist: sie wird nichts schenken, wird mit eisiger Verachtung den betrügerischen Frevel ahnden, den man ihr angetan. Sie würde unnahbar bleiben. Ja, wäre das Mädel ledig geblieben, so wie man das neulich beinahe hätte voraussetzen können, dann hätte sich vielleicht einmal im Leben ein Versöhnungspfad anbahnen lassen. So aber — nie, nie und niemals!

Der Papierkorb mit dem Brieflein wurde ausgeleert, und Lore Wendts Hochzeit war abgetan für Frau Henriette Sommer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Frau v. Buchensee wankten die Knie, als eines schönen Herbsttages Konstantin v. Marolf vor ihr erschien. In steifer Haltung trat er ein. Sein Blick suchte scharf und kalt hin und her, als suche er sich zu orientieren in den veränderten Wohnverhältnissen, die beredtes Zeugnis dafür ablegten, daß Graf Taufers nicht die offene Hand im Wappenschild führte. Dann,

ohne nur ein einziges Wort von sich selbst gesprochen zu haben, fragte er: „Wo hält sie sich auf? Darf ich um die Adresse bitten?“

Innerlich völlig unvorbereitet auf diesen Besuch, nannte ihm die Baronin zögernd jene Pension in der Hauptstadt, wo sie Amut vor ein paar Monaten selbst gesprochen hatte, und vorsichtig, indem sie voll Spannung in seinen Mienen nach der Wirkung ihrer Worte suchte, fügte sie hinzu, daß sie augenblicklich nicht mit ihrer Tochter in Verbindung stände. Sein Gesicht blieb unverändert. Da wagte sie, ihm auch vom Außersten, jede Silbe wägend, Mitteilung zu machen, von Amuts mißglücktem Bühnenversuch, den zu verhindern weder mütterliche Drohungen noch Bitten vermocht hätten.

Er sagte auch darauf nichts, piff nur leise durch die Zähne. Dann wendete er sich und ging.

Noch an demselben Tag reiste er wieder ab und suchte die Pension auf, in der Amut gewohnt haben sollte. Es kam, wie er innerlich geahnt: Schön-Amut war längst ausgewandert mit Sack und Pack, und niemand hatte ihre Adresse wissen wollen. Auch über die Rückkehr der Dame konnte man ihm keinerlei Mitteilungen machen, denn Frau Amut Steinach wäre ziemlich leidend abgereist, und man spräche davon, daß sie ihre Stimme vor Aufregung bei ihrem ersten Auftreten verloren habe.

Also ihre Stimme sollte sie verloren haben, diese Frau Amut Steinach! Eine Auskunft, die sich hören ließ.

Sein nächster Weg war der nach dem Theaterbureau gewesen. Hier aber hatte man ihm sehr kühl und äußerst reserviert geantwortet. Entweder hatte Amut strenge Weisung gegeben, niemand, wer es auch sei, Mit-

teilungen über sie zu machen, oder sie selbst stand, dank ihrem verunglückten Erstauftreten, in mißliebiger Erinnerung bei der Bühnenleitung. Wahrscheinlich blieb auf alle Fälle, daß ihr der Rückweg auf die Bretter gründlich abgeschnitten war. Das hatte etwas Nervenberuhigendes und veranlaßte Konstantin v. Marolf, weitere Nachforschungen nur lässig und sehr diskret zu betreiben.

Wochte sie in Gottes Namen in irgend einem weltvergessenen Gebirgsnest ihre enttäuschten Hoffnungen zu Grabe tragen und bleiben, bis die Herbststürme sie wieder in kultiviertere Gegenden zurückführen würden. Er konnte warten. Damit die Trottelhaftigkeit des abgesetzten Ehemannes aber nicht chronisch wurde inzwischen, hieß es für ihn, die Zeit möglichst abwechslungs- voll totschlagen. Reiten, kutschieren, Abends kleine Sektneipereien — das waren Segnungen der Kultur, bei denen es sich zur Not leben ließ. Leider nur vergällten ihm die Nachwehen des verwünschten Sumpffiebers, das er sich in Brasilien geholt, häufig tage-, ja wochenlang jede Lebensbetätigung. Fröstelnd, todesmatt lag er alsdann auf seinem Divan, nahm Chinin bis zur Besinnungslosigkeit und hatte im übrigen der ganzen Welt gegenüber ein Gefühl absolutester Gleichgültigkeit. Ja, wäre selbst Almut während eines Anfalles vor ihn hingetreten, es würde ihn vermutlich kaum berührt haben vor Hinfälligkeit und Ekel am Dasein.

In solch einer Stunde tödlichster Abgestumpftheit war es, daß Konstantin v. Marolf durch eine Zeitungsnotiz über die Errichtung eines neuen Staatsgebäudes von der Anwesenheit Jürgen Altringers Kenntnis erhielt. Im Augenblick war es ihm gewesen, als müsse er laut auslachen, dann verflüchtete sich die jähe Er-

regung. Na, der Kerl würde schon zu fassen sein, wenn es noch einmal not tat. Im übrigen, ob er auch dagegen ankämpfte mit äzendem Hohn, mit schmerzender Bitternis: tief im Innern saß ihm doch der Glaube an Amuts vornehme Natur, auf die er bauen konnte — trotz allem.

Wie er selber freilich sich zu ihr stellen würde in Zukunft nach allem, was sie ihm angetan, das war eine Frage, auf die er noch keine Antwort wußte.

Fast zur gleichen abendlichen Stunde saß noch ein anderer, die Augen auf das Blatt in seiner Hand gehftet: Jürgen Altringer, dessen Blick auf eine Theaternotiz gefallen war, die ihn wie ein elektrischer Schlag getroffen hatte. Im Opernhaus war Lohengrin angesetzt, mit der üblichen Besetzung, bis auf die Elsa, die ein ungenannt bleiben wollender Gast singen würde. Wie er das gelesen, hatte es ihn mit hellseherischer Gewißheit durchzuckt: sie ist es und keine andere! Sie, Amut, die unter dem Schutz der Anonymität dem Publikum zum zweiten Male gegenüber treten wird, die sich draußen in aller Stille zu Mut und Willen und zu kraftvoller Geistesfreiheit hindurchgerungen. Er war so ganz erfüllt von seiner Überzeugung, daß ihm gar kein Zweifel kam. Nur aufgeregtes Fragen, das in ihm hin und her ging: was kannst du tun, um ihr in letzter Stunde noch einen Liebesbeweis zu geben, ein Zeichen, daß ein Augenpaar auf ihr ruhen wird, für das sie fest und stark sein soll. Ihr schreiben — nur zwei Worte: „Glück und Segen!“ und den Worten ein paar Rosen mitsenden, die man ihr kurz vor Beginn der Vorstellung in der Garderobe überreichen sollte. Sie würde den Gruß verstehen, würde fühlen, was er ihr sagen sollte, von wem er kam. Flüchtig ging es ihm dabei durch den Sinn: wenn er sich nun

täuschte? Wenn er eine Wildfremde mit Wunsch und Blumen überraschte? Er mußte lächeln bei dem Gedanken. Dann mochte die sich daran erfreuen!

Verdrießlich, denn er hatte eine schlechte Nacht gehabt, saß Konstantin am anderen Morgen beim Frühstück und klingelte nach seinen gewohnten Zeitungen.

Die Frühnummern wurden ihm gebracht. Oberflächlich schaute er in diese hinein und in jene. Plötzlich aber krampfte sich seine Hand in eines der Blätter, daß es zerriß.

Buchstaben wie spitze, schwarze Pfeile sprangen ihm in die Augen, blendeten ihn förmlich. Und wieder waren sie da und blieben da, und es war keine Ausgeburt seiner Phantasie, was da schwarz auf weiß geschrieben stand:

„Im königlichen Opernhaus hat jene junge Sängerin Almut Steinach, die in der vergangenen Saison bei ihrem Debüt als Senta, wohl infolge einer Nervenaffektion, stimmlich gänzlich versagte, mit ihrer Elsa im Lohengrin einen beispiellosen Erfolg errungen. Das Publikum brachte ihr stürmische Ovationen dar, die sich von Akt zu Akt steigerten. Erscheinung, Spiel, Stimme, Auffassung — alles einte sich bei dieser, das Höchste versprechenden Künstlerin zu einem Ganzen von geradezu suggestiver Wirkung. Es ist wohl nicht zu viel gesagt mit der Behauptung: die Laufbahn Almut Steinachs wird einem Siegeszug gleichen, wenn ihre ferneren Leistungen nur annähernd den Hoffnungen entsprechen, die sie gestern erweckt hat. Jedenfalls sieht Publikum und Kritik mit gespanntestem Interesse dem zweiten Gastspiel der Dame als Senta entgegen.“

Baron Marolf saß da, als hätte er einen Schlag

auf den Kopf bekommen. Er brauchte Zeit, das zu fassen, was so völlig außerhalb seiner Berechnungen und Mutmaßungen in aller Heimlichkeit und Stille sich vollzogen hatte: ihre Rückkehr zur Bühne! Und er Narr hatte hier tatenlos die Tage hingebracht, hatte Exempelchen aufgestellt, wie es werden und nicht werden würde, und hübsch gewartet, bis sie ihn zum zweiten Male mit einem schnellen Resultat überraschte!

Dann kam eine gewisse Belebung über ihn, jeder Nerv begann sich ihm zu spannen, ein unheimliches kaltes Nieseln schauerte ihm den Rücken hinab, zog ihm das Blut aus dem Hirn. Und endlich sprang er empor. Fort! Tun, was sich irgend wie noch tun ließ! Hin zu ihr! Jetzt würde es nicht schwierig sein, den Weg zu — Amut Steinach zu finden.

Darin hatte Konstantin v. Marolf recht: der Weg zu Amut Steinach war heute nicht schwer zu finden. Jeder Postbote im Umkreis des Hoftheaters hätte ihn zu zeigen gewußt, denn Briefe, Karten, Zeitungen, Glückwünsche liefen ununterbrochen für sie ein.

Sie aber, die Gefeierte, von gestern auf heute berühmt Gewordene, nahm alle diese Beweise ihres Erfolges, diese Dankes- und Bewunderungsworte völlig fremder Menschen entgegen wie Wunder, mit denen der Himmel sie überschüttete. Und erdentrückt ging sie selber einher, als müsse sie jeden Augenblick zwei unsichtbare Flügel ausbreiten und auf- und davonsiegen.

Die Frau des Kammerjägers, die Amut nach ihrer Rückkehr aus Bergeseinsamkeit ein paar Zimmer der eigenen Wohnung zur Verfügung gestellt hatte, schüttelte ihrer Schußbefohlenen jetzt lachend die Schultern: „Nicht hängen bleiben droben in den Wolken, zumal Sie es jetzt schauerhaft gut auf dieser schönen Erde bekommen werden!“

Almut lächelte wie im Traum und hörte gar nicht, was man zu ihr sprach. In ihren Ohren klang immer nur ein Ton, dem lauschte sie nach, an dem berauschte sie sich: das erste Händeklatschen gestern abend. Von irgendwoher war es gekommen allem voran, was dann wie Sturmesjubel zu ihr emporgebraust war. Das erste Händeklatschen! Das erste Zeichen: du hast gesiegt! Ihr Lebenlang würde sie es nicht vergessen. Und ihr Lebenlang nicht den Augenblick, wo sie ein Kärtchen an die Lippen gepreßt, darauf nichts anderes gestanden hatte, als: Glück und Segen! Da schon war sie ihres Mutes sicher gewesen, hatten die Schatten der Vergangenheit keine Macht mehr über sie gehabt, hatte sie nichts anderes mehr empfunden als beseligende Gewißheit: die Liebe leitet diesmal deine Schritte, und Liebe wacht über dich! Gesprochen oder nur gesehen hatte sie ihn nicht, dessen Rosen da vor ihr in der Vase erinnerungssüß dufteten. Und sie wußte auch: sie würde ihn weder heute noch morgen sehen. Nun sie Kraft und Willen gefunden, ihrem Leben einen Inhalt zu geben, nun sie ihr Ziel erreicht hatte, jetzt blieb er ihr fern, ihr, der Frau eines anderen.

Über die Rosen neigte sie sich plötzlich und küßte sie.

Des Künstlers Gattin hatte Almut längst wieder allein gelassen und war gerade im Begriff, mit dem Mädchen gemeinsam einen hausfraulichen Gang anzutreten, als vor der Korridor Thür ein Herr sehr effluvisen Aussehens stehen blieb und nach Frau Baronin Marolf fragte — nicht nach Frau Almut Steinach.

Die Dame des Hauses wußte sofort, wen sie vor sich hatte, noch ehe sie Konstantin v. Marolfs Karte in Empfang genommen. Mit gemessener Höflichkeit bat sie den Herrn, in ihrem eigenen Salon ein wenig zu verweilen, sie werde ihren verehrten Gast — sie

betonte nachdrücklich das Wort — in Kenntniß setzen.

Scharf und spöttisch sah Konstantin auf die junge Frau hernieder. „Unbesorgt, meine Gnädigste, ich werde mich keines Hausfriedensbruchs schuldig machen. Also haben Sie, bitte, die Güte, mich bei Ihrem — Gaste melden zu lassen.“

Damit trat Baron Marolf über die Schwelle des ihm bezeichneten Zimmers. Wartend schritt er auf und ab. Dabei musterte er gedankenlos seine Umgebung, suchte an den Wänden nach Ruhmeskränzen, wie das doch so üblich war bei dem Brettelvolk, und wunderte sich, daß er sich in einem Salon befand, der sich durch nichts von anderen seiner Preislage unterschied. Also hier war sie zu Gast! Das hieß mit anderen Worten: hier wohnte sie, hier hatte sie Unterschlupf gefunden, und als Gast hatte man sie gemeldet, um sie seinen Nachforschungen zu entziehen, solange ihr Auftreten noch zu verhindern gewesen wäre. Ein durchsichtiges Komplott! Wie ihm das alles klar wurde, hatte er ein elendes Gefühl der Ohnmacht. Mit welchen Mitteln konnte er sie zur Rückkehr zwingen, und was hatte er gewonnen, wenn er sie zwang? Dem Skandal stand jetzt doch Thor und Tür offen — so oder so. Er blieb der von seiner Frau Genarrte, hinters Licht Geführte — sie blieb die Bühnendiva, von der jedermann glauben zu dürfen meinte, sie brauche sich um ihren einstigen Gatten nicht mehr zu kümmern. Ein jäher Stel kam ihm, auch vor sich selber, daß er hier geduldig stand und wartete, anstatt die Tür hinter sich ins Schloß zu werfen und —

Doch da klangen jetzt Schritte, rauschte ein Frauenkleid.

Straffer reckte er sich auf, klemmte das Einglas

fest und sah unverwandt auf die Seitentür, bis die sich auseinanderhob.

Da war sie, unverändert — so, wie er sie in der Erinnerung getragen, schlank und vornehm im schlichten sahlgrünen Kleid, das goldene Haar wie immer tief in Stirn und Schläfen fallend und in den Augen einen Glanz, wie er ihn noch aus ihren Kindertagen her kannte. Nichts Fremdes, nichts von falschem Schein lag über ihrem Wesen. Das erfaßte er mit einem einzigen Blick.

Sie schritt nicht auf ihn zu, in der breiten Öffnung der Tür zwischen den Vorhangsfalten blieb sie stehen. Kein Ausruf des Erstaunens entfloß ihren Lippen, sie war vorbereitet, den Gatten wiederzusehen. Zu fassen hatte allein er sich.

Er tat es mit Sarkasmus, der seine innere Unsicherheit ersichtete. „Ich habe die Ehre, mich zur Stelle zu melden! Spät kommt er — doch er kommt! Darf ich meine Frau ersuchen, sich künftighin wieder meines Armes zum Geleit durchs Leben zu bedienen?“

Vor dem, was ihm aus ihren Augen entgegenblickte, änderte er seine Haltung unwillkürlich. „Sie hat anderes erwartet — Zorn und Sturm,“ mußte er denken.

„Auch jetzt noch diese Sprache! Wie blind ist er!“ dachte Almut. Dann sahen sie einander an, unfrei, tastend, wie zwei Menschen, die sich gänzlich fremd geworden sind, aber notgedrungen noch dies und jenes zwischen sich ins Klare bringen müssen.

Da erklang abermals Konstantins scharfe, pointierte Stimme: „Es würde mir wünschenswert scheinen, diese gastliche Stätte hier so schnell wie möglich Seite an Seite mit dir zu verlassen und die Wiedersehensfreude auf später zu verschieben.“

Jetzt machte sie ein paar Schritte ins Zimmer hinein und sagte dann, ihren Blick zur Festigkeit zwingend: „Da du mich aufgesucht hast, Konstantin, mußt du einen bestimmten Zweck mir gegenüber im Auge haben. Kenne den, bitte, ohne Umschweife und ohne überflüssigen Hohn. Ich habe dich verlassen, ich bin zur Bühne gegangen, habe meine Mutter verloren darüber — das wirst du wissen. Du weißt auch genau, warum ich es tat, warum alles so kam, wie es gekommen ist. Ich aber kenne dich und weiß, wie du mich von deinem Standpunkt aus verurteilen mußt. Was kannst du noch von mir wollen?“

„Sollte dir das nicht klar sein? Solltest du nicht wissen, wohin du gehörst? Glaubst du den Namen einer Baronin Marolf nur auf Probe getragen zu haben? Und glaubst du, weil du ihn entehrt und lächerlich gemacht hast, bist du seiner ledig? O nein, Schön=Almut, so leicht streift man die Ehefesseln nicht ab!“

„Fesseln, Konstantin, die trägst von uns beiden nur du in diesem Augenblick, nicht ich!“

Ihre sanfte Stimme, die fast etwas Überlegenes hatte in ihrer Ruhe, reizte ihn auf das empfindlichste. Die Hände hätte er ihr um den weißen, schönen Hals krampfen mögen — und er zwang sich doch, ihrer Beherrschung ebenbürtig zu bleiben. Wieder half ihm beißende Ironie dabei.

„Das heißt also: für dich, die Bühnendiva, hat der Umstand, dich irgendwann mit irgendwem verheiratet zu haben, nichts Verpflichtendes mehr. Du bist wenigstens freimütig!“ lachte er, schritt zum Fenster, kehrte automatenhaft auf seinen alten Standort zurück und stieß dann plötzlich kurz hervor: „Was denkst du dir nun eigentlich? Was meinst du, wie ich deinen Frei=

heitsgelüsten entgegenzukommen hätte? Wie hast du dir die Zukunft ausgemalt? Ich kann nicht immer über See gehen und gefälligerweise monatelang nur in Fiebernöten mich nach dir sehnen —“

„Du warst krank?“ fragte sie dazwischen. „Ich wußte das nicht. Ich —“

„Zu dienen, ich war krank, laboriere zuzeiten noch an den Nachwehen, wie dir meine etwas unkleidsame Teintfärbung vielleicht verrät,“ spöttelte er. „Aber sei ohne Sorge — das bedeutet nur ein bißchen abwechslungsreiches Auf und Nieder im öden Einerlei der Tage und bietet dir nicht im mindesten zu der Befürchtung Anlaß, dir demnächst in möglichst ergreifenden Worten die Mitteilung ausdenken zu müssen: Gut verschied nach längerem Leiden mein vielgeliebter Gatte Konstantin eines sanften Todes —“

„Ich wußte das nicht,“ sagte sie nochmals, als hätte sein Hohn sie nicht unterbrochen. „Ich hatte es anders aufgefaßt, hatte geglaubt, dein langes Ausbleiben sollte mir Zeit geben, mich zurückzufinden, oder —“

„Oder?“ wiederholte er, da sie zögerte.

Mit einem rätselvollen Ausdruck, als überdenke sie den Lauf jener Zeit, die hinter ihr lag, sah sie vor sich hin und sagte dabei: „Oder mich von meiner ganzen bisherigen Welt zu lösen, um nicht mit mir selber zu zerfallen.“

„Wir sind hier nicht auf der Bühne, Almut Steinach,“ fiel er ihr kalt ins Wort. „Mein Ohr reagiert nicht auf allzu sensitive Tonabstufungen. Ich bin auch nicht gekommen, Seelenstimmungen zu belauschen, sondern verlange kurz und bestimmt zu wissen: wird sich meine Frau augenblicklich bereit erklären, dies Haus zu verlassen und ihre Beziehungen zu allem, was Bühne heißt, abzubrechen?“

„Nein!“ antwortete sie laut und furchtlos und trat dicht vor ihn hin. „Nein, niemals! Um keines anderen Menschen Willkür opfere ich jemals wieder, was ich mir kämpfend errungen, wofür ich meinen Einsatz gezahlt habe: das Recht auf mein eigenes Leben!“

„Das Recht auf deine Leichtfertigkeit, willst du sagen!“ fuhr er auf und sah ihr ins Auge mit durchdringendem Blick, der deutlich sprach, was er dachte.

Da kam es zu seiner Überraschung leise, fast gütig von ihren Lippen: „Warum wütest du denn gegen deine bessere Überzeugung, Konstantin? Weil du leidest an mir, an deiner Leidenschaft für mich? Nicht an deiner Liebe! Du liebst mich ja gar nicht, du willst mich nur haben, das ist alles. Erlöse du dich doch von mir, mache uns beide wieder zu zwei Menschen, die einander nicht hassen müssen. Ich bitte dich ja nicht: löse die Formeln unseres Bundes, denn ich will ja gern deine Frau heißen bis an mein Lebensende! Nur deine Frau wirklich sein, das — das kann ich niemals wieder.“

Ihre sanfte und doch feste Stimme peinigte sein Ohr, fast ebenso wie ihre Worte, wie der warme Hauch ihrer Nähe. Er trat von ihr zurück, um seine kalte Gelassenheit nicht zu verlieren, die zum Schluß noch jedem Weibe imponiert hatte.

Doch noch ehe er die Antwort gefunden, daß er nicht daran denke, ihr die Freiheit zu geben, wurde mahnend von draußen an die Tür gepocht, und eine Stimme rief: „Gnädige Frau, es ist höchste Zeit zur Probe.“

Zur Probe! Es ging wie ein Riß durch ihn hin. Sein Gesicht wurde fahl und verzerrt. Ehe sie es hindern konnte, hatte er sie am Handgelenk gepackt und dicht zu sich herangezogen: „Du bleibst! — Weib,

mach mich nicht verrückt! Ich zerre dich von den Brettern herab, ich nütze mein Recht über dich!"

Wortlos schob sie ihn zurück, erreichte mit einem Schritt die Thür und fragte über die Schulter zurück: „Willst du dich vergessen, Konstantin?“

Wieder übermannte ihn der Ekel vor sich selber, vor dieser ganzen Szene, auch vor ihr, die da zur Probe drängte. Seine Leidenschaft lag jählings wie totgeschlagen in ihm. Widerwillig, wegwerfend klang jetzt sein Ton, als er sich dem Ausgang zu bewegte: „Sei beruhigt! Eine gewisse Widerstandsfähigkeit und Dickfelligkeit hat mich noch immer davor bewahrt, meinem Temperament in fremden Wohnungen die Zügel schießen zu lassen. Für heute gebe ich das Rennen verloren. Weiteres wirst du von mir hören.“

Gegen die Türpfosten gelehnt stand Almut und blickte ihm nach, als er mit raschen Schritten an ihr vorüber hinausging. Über ihren sonnigen Tag waren Schatten gefallen — dunkler als jene Wolken am Himmel draußen, die den Herbst vor sich her jagten.

Konstantin v. Marolf warf sich in seinem Hotelzimmer erschöpft auf den Diwan. Der entnerbte Körper, der solchen Seelenerregungen nicht mehr gewachsen war, forderte sein Recht. Schluß machen! Der Widerwille, der noch immer in ihm wühlte, gab es ihm plötzlich ein. Was für eine Rolle spielte er denn? Ein Weib, das man sich erzwingen mußte mit den brutalsten Mitteln vielleicht — pfui Teufel! Warum war er so kurzichtig, so selbstherrlich davon überzeugt gewesen, sie müsse und werde durch eine lange Trennung sich am ehesten zu ihm zurückfinden?

Nun, es war ja auch nicht ihretwegen allein gewesen, daß er seine törichte Reise angetreten. Um sich

nicht mit Selbstvorwürfen belasten zu müssen, klammerte er sich an die damalige Duellaffäre mit ihrem moralischen Zwange, sich für so lange unsichtbar zu machen, bis von seiten seiner Sekundanten, die er damit beauftragt, die Nachricht an ihn gelangt war: die Sache dürfte wohl nunmehr als stillschweigend beigelegt betrachtet werden, fatale Folgen ständen bei seiner Rückkehr nicht mehr für ihn zu befürchten.

Über alle anderen Gedanken hinweg aber schlug wieder und wieder der Ekel, rief fordernd seine Mannhaftigkeit: „Mach' ein Ende! Gib sie frei! Wirf weg, was du nicht mehr halten kannst, was nicht mehr dein ist! Geh in die Welt hinaus, bis du verwunden hast! Verliere dich nicht am Weibe! Denke, du bist der Betrogene, aber auch sie ist das Opfer der Verhältnisse geworden! Laß sie laufen!“

Er sprang plötzlich auf vom Lager, ging an den Schreibtisch, schob den Sessel zurecht und setzte sich. Eine Weile starrte er finster auf die Tischplatte nieder, dann griff er nach Feder und Papier.

Sie sollte, des Rechtes entäußert, jemals seinen Namen zu führen, jemals wieder sich ihm zugehörig zu fühlen, hinfort ihre Wege gehen, wie es ihr beliebte — das wollte er ihr klarlegen. In dürrer Weise, verächtlich und verlegend, wie es ihr gebührte. Er suchte nach der passenden Form für seine Worte.

Doch als er sie gefunden zu haben meinte und nach der Feder griff, um zu schreiben, begann ihn körperliches Unbehagen zu überwältigen, daß er Papier und Feder von sich stieß, aufstand und stöhnend seine Handflächen gegen die hämmernenden Schläfen presste.

Der Brief blieb ungeschrieben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Außerverkauft! Noch ehe Marolf kurz vor Beginn der Vorstellung die Freitreppe zum Opernhaus hinaufsteigen wollte, hatte er's aus so und so vielen enttäuscht zurückkommenden Gruppen gehört. Ja, ja, so eine über Nacht aufgetauchte, pikante Berühmtheit — da drängen sich die Leute! Und er sollte nun des Genusses verlustig gehen?

Stehen geblieben war er und starrte zu dem säulengetragenen Vorbau des Theaters hinüber. Riesenkräfte haben und sich dagegen werfen, daß die Schaubude zusammenbrach und all die Gaukler unter sich begrub!

Ein Billetthändler stand hinter ihm und bot ihm noch einen vorzüglichen Logenplatz an, allerdings nicht unter fünfzig Mark.

Marolf hatte schon sein Taschenbuch herausgezogen, bezahlte den unverhämten Preis und nahm das Billett entgegen.

Der Händler steckte grinsend das Geld zu sich. „Nun, es lohnt sich aber auch!“

Es lohnt sich aber auch! — Als ob all die Hunderte, die da im Parkett und in den Rängen die Operngläser in Bereitschaft hielten, mit dem gleichen grinsenden Lachen es riefen, so war es Konstantin, als er auf seinem Logenplatz saß. Wirklich ein vorzüglicher Platz, mit dem vollen Blick auf die Bühne und erste Reihe! Allerdings im zweiten Rang. Aber das war wohl ganz in der Ordnung so. Primadonnenehemänner setzt man in der Regel auf den zweiten Rang!

Den ersten Akt, in dem die Senta nicht auftritt, beachtete er kaum. Nun aber saß er ohne sich zu rühren, starrte zum Vorhang hinüber, der sich langsam

hob, und tat, was all die Hunderte taten — richtete sein Glas auf die offene Szene.

Dort drunten also, das war sie!

Weit über die Logenbrüstung schob sein Kopf sich vor. Wie ein Schlag ging es durch sein ganzes Wesen, ein wilder, fast unwiderstehlicher Zwang: hinunterstürzen, sie von der Bühne reißen, sie — sein Eigentum, die dort unten zur Schau stand!

Doch bewegungslos, wie drunten die Senta, verharrte auch er, bis ein heller, klarer Ton gleich einer schwingenden Glocke aufklang. Da sank ihm der Arm mit dem Opernglas. Es war, als ob das atemlose Aufschauern der tausendköpfigen Menge sich ihm mitteilte. Hier hatte sie versagt beim ersten Male — wie würde es nun heute werden?

Nein, sie versagte nicht. Nun, ihren Part, den würde sie wohl gelernt haben, die Scharte wegte sie aus, und eine ganz talentvolle Komödiantin war sie ja sicher! Mit verächtlichem Hohn wollte er sich's zurufen, doch es gelang ihm nicht. Und wie er sich auch dagegen wehrte, dieser wunderbaren Stimme geheimnisvoller Zauber, dem alle erlagen, ergriff auch ihn.

Da sang sie, jählings wieder den Bann zerreißen: „Fänd' er ein Weib, das bis in den Tod getreu ihm auf Erden —“

Daß er nicht hell hinauslachte, wie sie das so inbrünstig gurrte, das von der Treue! Wen meinte sie denn damit — wen?

Und plötzlich spürte er's in sich wie fressendes Feuer. Den — den — anderen, der ihn ihr beigebracht hatte, diesen leidenschaftlichen Ausdruck des Gefühls, diese glutende Inbrunst der Empfindung! Saß er vielleicht irgendwo da drunten im Parkett, oder in den Rängen — im ersten Rang?

Er preßte die Hand an die Schläfen. Es machte ihn verrückt! Das Singen da unten machte ihn verrückt! Und diese Senta in all ihrer blonden Schönheit, daran ein jeder nach Herzenslust für ein Galeriebilletts sich sattsehen konnte, es bohrte ihm das Hirn entzwei.

Die Loge verließ er nicht in der Pause. Dem hellen Theaterraum den Rücken zukehend, saß er da mit dem Bohren und Hämmern im Kopf, bis die leeren Plätze sich wieder füllten. Auch seine beiden Logenhintermänner kamen zurück und brachten allerlei Foyerneuigkeiten mit sich.

„In die Hofloge ist sie befohlen worden. Beispielloser Erfolg — jedenfalls glänzender Kontraktabschluß!“

Als wär's eine Wildfremde, von der sie da redeten, so berührte es ihn, und doch horchte er mit Gier auf jedes Wort.

Wie eine Fremde dünkte sie ihm ja auch, die jetzt wieder drunten auf der Bühne sang. Doch diese Fremde, die seinem Weibe so ähnlich sah und nur schöner, reizumflössener war, als er sein Weib je gekannt, starrte er mit glühenden Blicken an. Die alle mit sich fortriß, sie hatte auch ihn bezwungen, und ein Gefühl, wie er es für Almut nie gehabt, flammte für diese Senta dort unten in ihm empor — für diese Senta, oder Elsa, oder wie sie gerade heißen mochte — die Bühnendiva, die man in Hoflogen befahl, die glänzende Kontrakte unterzeichnete, der man Blumen zuwarf und Brillanten schickte — und um die man sich eine Kugel durchs Hirn jagte, wenn die Brillanten ihre Schuldigkeit nicht taten!

Es war nichts Selbstvergessenens dabei in ihm. Ganz genau verstand er das Gefühl, das immer toller in ihm emporzurasen begann und das — Schön-Almut galt!

klaren Blickes sah er seiner Narrheit ins Gesicht und wußte doch, daß er der Narrheit Zügel verlor, wußte, der Tag würde kommen, wo er das Weib haßte, nach dem jetzt sein ganzes Wesen schrie.

Die Töne, nach denen ein Andachtschauern durch das Haus ging, schlugen in ihn hinein wie seines eigenen Denkens und Empfindens hohnvoller Nachhall. Auf den leeren Fleck dort auf der Bühne starrte er, von wo die Senta mit gebreiteten Armen sich hinab ins Meer gestürzt — treu bis zum Tod.

So wahr er lebte und atmete: sie sollte es ihm sein, ihm bleiben — bis zum Tod!

Von seinem Stuhl war Konstantin plötzlich emporgefahren und drängte sich zur Loge hinaus. Doch die hinter ihm Sitzenden, die Störung übel vermerkend, hielten ihn zurück. Er mußte den Erfolg des Abends bis zu Ende mitgenießen, mußte den tosenden Applaus, das Klatschen und Bravorufen hören, die Kränze und Blumenkörbe sehen, die man in nicht endentwollender Menge dem neuen Stern darbrachte.

Ungezügelter wurde das Loben und Rufen. Die freundlichen Spender wollten für all ihr gutes Geld doch wenigstens noch einen Dankesblick, und da hatte denn auch der bleiche Holländer ein Einsehen, als er, gegen die sonstigen Gepflogenheiten der Hofbühne, die blonde Senta zwang, von seiner Hand geführt, den stürmischen Hervorrufen schließlich Folge zu leisten.

Rücksichtslos durch die anderen sich jetzt hindurchdrängend, war Marolf zur Loge hinaus. Rücksichtslos zwang er sich in der Garderobe durch. Und dann stürzte er hinaus aus dem Theater.

Er kannte den Seitenausgang, durch den die Bühnemitglieder das Theater verließen, und begab sich dort-

hin. Er blieb nicht der einzige, der dort wartend stand. Aber sein Warten währte am längsten.

Er hatte Muße, sich's zu überdenken, was er denn eigentlich von ihr wollte. Einen Skandal heraufbeschwören? Er dachte nicht daran. Viel eher doch, einsichtsvoll sich den Umständen anbequemen und ein Kompromiß schließen. Es war ja im Grunde ganz feudal, eine Bühnendiva sich zur Genossin seiner Lage zu machen. Daß in solchem Falle die Sache meist am anderen Ende anfing — was schadete das?

Was er von ihr wollte? Sie wollte er — sie!

Der Kutscher, der mit dem großen, geschlossenen Wagen dicht vor dem Ausgang hielt, schielte ein paar mal nach ihm hin. Dem wurde auch die Wartezeit lang.

Da tat das Pförtchen sich noch einmal auf. Einen einzigen Schritt zur Seite stand Konstantin v. Marolf.

Sie trat heraus. Doch sie kam nicht allein. Der Holländer hielt für seine Senta den Wagenschlag geöffnet.

Da stand plötzlich zwischen den beiden der dritte. „Pardon — ich darf wohl bitten, daß du dich meines Armes bedienst.“

Sie zuckte nicht zusammen, erschrak nicht sichtbar, nur ganz regungslos stand sie da.

Nochmals wiederholte es Marolf und bog ihr den Arm entgegen: „Darf ich bitten?“

Almut, dem Kammerjäger sich zuwendend, sagte jetzt voll Ruhe: „Fahren Sie, bitte, ohne mich nach Hause. Ich komme nach.“

Dann ging sie rasch ein paar Schritte von dem Theater hinweg. Konstantin blieb dicht an ihrer Seite.

Als hinter ihnen in entgegengesetzter Richtung der Wagen davonfuhr, blieb Almut stehen und fragte:

„Was willst du von mir und warum lauerst du mir auf?“

Er bog sich dicht gegen sie vor, um bei dem Schein der Straßenlaterne in ihr Gesicht zu sehen, das in seinen beherrschten Zügen doch noch etwas von dem gesteigerten Empfinden des Abends trug. Das stieß heiß auch in sein Blut hinein. Seine Stimme klang rauh vor der gewaltsam zurückgehaltenen Leidenschaft. „Glück wünschen will ich dir zu dem Erfolg des Abends!“

Ihr Blick blieb fragend. War er im Theater gewesen, hatte sie auf der Bühne gesehen?

Er nickte wie zur Antwort darauf. „Ja, ich war unter den Tausenden da drinnen, die du dir alle zu Sklaven gemacht hast — alle — ohne eine Ausnahme.“

Sie wich einen Schritt zurück. So etwas Unheimliches drängte von ihm zu ihr herüber — aus diesem verhaltenen Ton, dem flackernden Licht in seinen Augen. „Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Das weißt du nicht?“ Er hielt plötzlich ihren Arm an sich gepreßt, gewaltsam, fast brutal. „So mein' ich's — das mein' ich! Mit mir kommst du — und bei mir bleibst du!“

„Gib meinen Arm frei und laß mich gehen!“ Am ganzen Körper bebend, stieß sie es heraus.

Er zog ihren Arm nur fester an sich. Die Worte kamen wie einzelne schwere Stöße aus ihm hervor. „Du kommst mit mir — in mein Hotel. Meine Wohnung hat Raum auch für dich.“

Ein wildes Aufbäumen ging durch sie hin. Was wagte er! Wie sprach er zu ihr! „Sofort verlaß mich jetzt, oder —“

„Ich lasse dich nicht! Du kommst mit mir und bleibst bei mir. Und wenn es sein muß: ich bin bereit, den

Preis dafür zu zahlen!“ Mit knirschenden Zähnen stieß er's hervor in seinem ohnmächtigen Haß, in seiner tobenden Leidenschaft, die schlimmer war als Haß. „Ich zahl' den Preis — hörst du es wohl! Bleib Bühnendiva meinetwegen — wenn's sein muß, ich füg' mich drein! Du aber bleibst bei mir. Weib — begreifst du's denn noch immer nicht, was ich dir opfere mit dem Zugeständnis?“

„Ja, ich begreif's! Schmähung tust du mir an! Und ich sage dir noch einmal: laß mich, denn ich fühle mich frei von dir!“

Ihr Arm hatte sich dem seinen entwunden, und mit geflügelten Schritten eilte sie einer Droschke entgegen, die des Weges kam und bei ihrem Nahen wartend hielt. Sie rief dem Kutscher ihre Wohnung zu, riß den Wagen auf und sprang hinein.

Das Gefährt rollte eilends davon. Marolf aber starrte ihm nach, und die Zähne schlugen ihm aneinander.

„Und du machst doch noch einmal die Fahrt mit mir, Schön-Almut!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Seit einigen Tagen wußte Jürgen Altringer, daß Baron Marolf in der Stadt weilte, denn er war ihm begegnet, ohne selbst erkannt worden zu sein. Und heute kreuzte plötzlich eine zierliche Frauengestalt in ausgesucht eleganter Toilette seinen Weg, hielt ein wenig den Schritt inne vor ihm, sah ihn hochmütig betroffen an und verschwand im sich fortbewegenden Strom der Passanten. Ein Traum aus vergangenen Tagen. Marianne, Gräfin Taufers, geborene v. Buchensee! Sie also war auch hier! Alle waren sie da, wie

es schien, waren gekommen, um abermals die Hände nach ihr zu strecken, um Almut als ihr Eigentum zu reklamieren.

Mit heißem Schrecken suchten sie seine Gedanken. Arme Almut! Wieder stand sie im Kampfe, wo sie sich kaum zu sich selbst gefunden hatte, wo ihre Gaben sie glänzend dafür belohnten, daß sie sich um engherziger Vorurteile willen nicht hatte brachlegen lassen. Arme Almut! Wer ihr helfen könnte!

Er selbst konnte ihr nichts Besseres tun, als ihr Konflikte zu ersparen, indem er ihren Weg noch sorgfältiger als bisher zu meiden suchte. Dennoch — die Macht des Zufalls spielt oftmals Schicksal, wo Menschenwille glaubte, ihm Schranken aufzubauen.

Solch ein Zufall war es gewesen, der Marianne mit ihrem Manne vor ein paar Tagen in die Hauptstadt geführt hatte. Ein Automobil sollte gekauft werden, das bekam man daheim nicht so, wie man es wünschte. Zudem hatte sich der gute Karl Theodor in letzter Zeit schon recht oft gelangweilt, trotz seiner täglichen Versicherung, der glücklichste Ehemann unter der Sonne zu sein.

Nun waren sie hier, und nun behauptete Marianne, eine Unmenge von Besorgungen machen zu müssen, die sie besser ohne seine Begleitung erlebige. Zum ersten Male allein hatte sie heute das Hotel verlassen. Aber nicht um Besorgungen zu machen — bewahre. Etwas ganz anderes lag ihr am Herzen, so dringlich sogar, daß die plötzliche Begegnung mit Altringer nur ganz flüchtig ihr Interesse in Anspruch nahm. Der war also auch hier? Na, dann sollte er nur fleißig Konstantin aus dem Wege gehen, der doch sicherlich nur hier war, um die interessante Bühnenlaufbahn seiner widerspenstigen Frau mit Argusaugen zu über-

wachen. Sie wußte das zwar von ihm selbst nicht, denn Konstantin hatte sich grollend von der Familie zurückgezogen, immerhin konnte man sich's so vorstellen. Persönlich sagte ihr das Wiedersehen mit Jürgen Altringer gar nichts mehr. Sie begriff sich gar nicht, jemals andere Empfindungen als Gleichgültigkeit für ihn gehabt zu haben. Wie weit lag das alles jetzt hinter ihr! — Du lieber Gott, sie hatte ja ein wenig ungebärdig damals gehandelt — Menschen sind eben keine Engel! Damit war das Einst völlig erledigt für sie. Zumal jetzt kümmerte es sie nicht, wo sie einen höchst aufregenden, nervenbewegenden Gang vor sich hatte.

Zu Almut! Ja, sie suchte die Schwester auf — sie, die Gräfin Taufers, tat den ersten Schritt zur Versöhnung. Sie war großmütig, vergab, wollte versprechen, später auch die Mutter zur Verzeihung zu überreden. Es würde eine rührende Szene geben. Im Geiste sah Marianne die Schwester aufgelöst in Tränen.

Karl Theodor wußte nichts von ihrem Entschlusse. Es war besser, erst das Resultat dieses Besuches abzuwarten und dann sich ihm anzuvertrauen. Als ob er im Grunde nicht ebenso dachte wie sie: Künstlerin und Künstlerin ist ein Unterschied. Eine, die nichts kann, die Fiasko macht und von der Kritik heruntergerissen wird, die als Verwandte anzuerkennen, wäre natürlich unmöglich gewesen; aber eine, die Anwartschaft auf Berühmtheit hat, die in Hoflogen befohlen wurde — ja, das war etwas anderes. Mochte die Mutter tausendmal behaupten, sie ließe der Erfolg Almut's unberührt — im Leben richtet man nach dem Schein. Und eine Gräfin Taufers stand im Leben.

Karl Theodor hatte lange auf seine Frau warten müssen, bis sie endlich erschien und ihm einen wirren

Bericht von ihren Gängen erstattete. Dabei merkte er gar nicht, daß sie sehr verstimmt war.

Ihr Weg war umsonst gewesen. Sie hatte Almut nicht daheim getroffen und nur ein Briefchen für sie hinterlassen mit der Bitte, die Schwester möge umgehend nach ihrer Rückkehr eine Nachricht ins Hotel senden, wenn sie für eine Aussprache bereit sei. Zu vor aber galt es nun, den Gatten günstig für Almut zu stimmen, denn wer konnte wissen, ob diese nicht, anstatt zu schreiben, gleich persönlich kam. Auf allerhand Umwegen brachte sie das Gespräch auf die Bühne im allgemeinen, und als sie so weit war, kam er ihr sogar entgegen.

„Ja, richtig — sozusagen hätte man ja hier Theaterbeziehungen. Ganz nette sogar.“

Sie fing das Wort auf und lachte: „Nicht wahr? Wer hätte das gedacht!“ Und plötzlich hatte sie sich ihm in den Arm gehängt und sah schmeichelnd listig zu ihm empor. „Du, Karl Theodor — eigentlich sind wir jetzt recht töricht, wenn wir Almut verleugnen. Wenn bloß eine beliebige Zeitung ihr Lob fänge, brauchte man es nicht zu glauben, aber so sind ja alle ganz hingerissen — alle!“

Er blieb gemütlich, klopfte ihr Händchen auf seinem Arm und sagte: „Warum denn nicht? Ich kann der interessanten Primadonna ja mal meine Aufwartung machen.“

„Du — Karl Theodor?“ staunte sie.

Er kniff die Augen ein. „Wer sonst als ich? — Du etwa?“ Und als sie das allerdings gedacht zu haben gestand, erklärte er kühl: „Im Hause ihres Gatten magst du deiner Schwester Visite machen — wo anders nicht.“

Marianne verzog den Mund und schwieg. Fast unmittelbar darauf wurde ihr ein Billett gebracht.

.....

„Was ist das?“ fragte der Graf neugierig.

„Schneiderinnengeheimnisse, die dich nichts angehen,“ verwies sie ihn, trat in den Erker hinein und öffnete Almut's Brief.

„Liebe Marianne! Laß Dir für die Absicht, mich wiedersehen zu wollen, danken. Weiter aber habe ich Dir nichts mitzuteilen, denn ich kann Dich nicht bitten: komm zu mir! Friedensbringerin allein kann mir die Mutter sein, Du nicht. Wenn ihr Herz sich mir wieder zuwendet, will auch ich versuchen, mich zu Dir zurückzufinden.“

Hastig barg sie das Kärtchen mit den wenigen Zeilen in ihrer Tasche. Minutenlang stand sie still und steif und sah und hörte nichts als das Brausen ihres Blutes. Das ihr — das ihr! Von einer Komödiantin! — Und schweigend mußte sie es hinnehmen.

Sehr blaß, doch äußerlich ruhig trat sie nach einer Weile wieder zu ihrem Gatten hin. „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns zum Diner rüsten,“ sagte sie und fügte beiläufig hinzu: „Übrigens scherzte ich vorhin nur, Karl Theodor. Ich stehe in allen Dingen auf deinem Standpunkt. Die Lorbeeren einer Almut Steinach ändern für mich nichts an der Tatsache, daß ich meine Schwester verloren habe. Ich werde auch in Zukunft auf Mama wirken, daß sie nicht schwach wird in leichtgerührtem Muttergeföhle.“

Er küßte ihr die Hand, der strengen Richterin, freute sich der moralischen Unbestechlichkeit seiner Frau von Herzen und bedauerte Konstantin v. Marolf. —

Der ahnte nichts von dem verwandtschaftlichen Gedanken Karl Theodor Taufers. Der lebte seine Tage abwechselnd zwischen stumpfer Resignation und zähneknirschender Leidenschaft, die gegen sich selber tobte. Dazwischen verachtete er sich und freute sich dieser Augen-

blicke wie einer geistigen Gesundung. Wer sich verachtete, der war doch noch kein Irjsinniger ohne Selbstkritik.

„Kaput ist er — fertig! Nervenknackß weggekriegt,“ flüsterten die Kameraden aus früheren Zeiten einander zu, wenn die Rede auf ihn kam.

Sein fahl gewordenes, gelbes Gesicht mit den flackernden Augen, seine unbeherrschte, heftige Art — das alles machte einen krankhaften Eindruck. In den letzten Wochen hatte er sich immer mehr verändert, er fühlte es selber. Seit jenem Abend, da er die Wurzeln seines Wesens aus ihrem Boden gerissen und sie einem Weibe vor die Füße geworfen — seit jenem Abend hatte er sich verloren. Zum Manne seiner Frau, zum geduldeten Liebhaber eines Weibes hatte er sich herabwürdigen wollen! Und dieses Weib, das seine Schönheit der Welt zur Schau stellte, dessen Herz einem anderen gehörte — das hatte ihn verschmäht!

Nur die eigenen verschwiegenen vier Wände wußten es, zu welchem blinkenden Freund in allen Nöten Konstantin v. Marolf an jenem Abend seine Zuflucht nehmen wollte.

Nun — er hatte es nicht getan. Warum nicht? Vielleicht hatte ihm der Analleffekt zu sehr nach Bühnenschluß geschmeckt. Und dann — mein Gott, am anderen Morgen, als ihm die helle, klare Novembersonne durch die Scheiben geschienen, hatte die Welt wieder dies und das Belebende für ihn gehabt. Zum Beispiel war ihm plötzlich ein tragikomisches Studentenlied durch den Sinn gegangen, und er hatte es vor sich hin summen müssen in grausamer Selbstverhöhnung.

„Das Maß meiner Leiden ist voll — voll — voll —
 Drum kauf' ich mir ein Pistoll — toll — toll,
 Das füll' ich mit Pulver und Blei — Blei — Blei —
 Und schieß' mir das Herz entzwei — zwei — zwei —“

Seitdem konnte er keine Pistole mehr sehen, ohne daß er seines „armen Herzens“ und — des Liedes gedachte. Er wußte es: der Notausgang war ihm für alle Ewigkeit verleidet! Ein Selbstmordkandidat, dem man dies Lied in Erinnerung brachte, blieb sicherlich am Leben. Schließlich aber — die Bleipillchen waren ja nicht nur für Eigengebrauch und für eigene Herzbeschwerden. Es gab ja einen, von dem es sehr wünschenswert wäre, wenn —

Dieser Baufröhe und Seelenfreund! Daß ihm der bleiche Mann, für den sie treu sein wollte bis zum Tod, niemals unter die Augen geriet! Merkwürdig!

Almut seine Besuche aufzuzwingen, unterließ er. Er hatte einen anderen Plan. Er wollte sie sicher machen, sie sollte glauben, er habe sich nach ihrer brüskten Zurückweisung in das Unabänderliche gefunden und überlasse sie ihrem Schicksal. Vielleicht kam er so am leichtesten hinter des Rätsels Lösung. Beeinflußt sie der Kerl durch einen Verkehr mit ihr oder nicht? Der harmloseste Verkehr konnte hier alles bedeuten. Dann aber, wäre das der Fall, dann sollte er sich für geliefert erklären. Oder auch sie! Wer konnte es wissen. Ihn regierten jetzt Stimmungen, das wußte er.

Und so machte er sich zum Abspazier, zwang sich auch diese schlechtstehende Kostümierung seiner Natur auf. Er umstrich ihr Haus wie ein Wolf auf Beutezug. Zuweilen sah er sie von weitem. Immer allein, immer schön — hinreißend schön! Meistens kam sie im dunkelblauen Kleid, das stand ihr gut zu dem Gold des Haares, zu dem Samtweiß ihrer Hautfarbe, zu der weichgetönten Anmut ihrer Erscheinung, die keine grellen Farben vertrug. Er trat ihr niemals in den Weg. Aber er wurde nachgerade über Almut's Zeiteinteilung orientiert. Morgens ging sie zur Probe.

Nachmittags aber schien sie oft lange Spazierwege zu machen, meist in der Richtung nach dem ausgedehnten Stadtpark zu. Er kam da nicht recht dahinter, mochte ihr auch nicht allzu auffällig folgen. Schließlich kamen ihm die wildesten, sonderbarsten Vermutungen, und jetzt galt seine Aufmerksamkeit Jürgen Altringers Behausung, die er erkundschaftet hatte. Aber auch hier kam er zu keinem Resultat.

Einmal nur vor etwa acht Tagen hatte er von ferne gesehen, wie der „reine Tor“ mit dem Pastorenkopf seiner Wohnung zustrebte. Das war alles gewesen.

Brennende Scham aber war hoch aufgeschlagen in ihm und schwach war der Trost: Du weißt, daß du handelst wie ein Narr, also kannst du noch keiner sein! Ein Narr — nein, der war er auch wohl nicht. Das stimmte irgendwo nicht auf ihn. Dazu fühlte er zu stark, daß alles in ihm einer Befreiungstat zudrängte wie der Strom dem Falle. Und daß diese Tat eines Tages blutrot aus der Erde wachsen würde — das fühlte er auch. —

Indessen ging das Leben seinen Lauf, und Konstantin v. Marolf suchte die Tage zu meistern, daß nicht einzig und allein nur jenes eine ihnen Inhalt gab. Er hatte sich eine Art von Arbeit verschafft, sich ein Paar Trakehner angekauft, zwei Wildlinge, direkt aus dem Gestüt. Die suchte er nun einzufahren. Es war nicht allzu leicht, die nervös empfindlichen Halbblütler an den Tumult der Großstadtstraßen zu gewöhnen, sie in die Zügel zu zwingen. Ihm war's eine wohlthuende Anspannung und Erregung. Etwas unter den Händen fühlen, das man meistern konnte mit lockerem Griff und ruhiger Überlegenheit, oder mit eisernen Fäusten und sausender Peitsche — wie's gerade not tat.

In den äußeren Ringstraßen, welche von den verschiedenen Dampfbahnlinien durchschnitten wurden, fuhr er mit dem Break langsam auf und ab. Hintenauf hochte, die Arme über der Brust gekreuzt wie ein kleiner, unbeweglicher Pagode, der Groom. Der Herr hielt lose die Leinen und zog sie straffer an, wenn ein Zug vorbeifauzte, und die Kappen tänzelnd mit den Hufen das Pflaster schlugen und die Ohren spitzten. Scharf geradeaus ging sein Blick die Schienen entlang, auf denen die Tramwagen hin und her kreuzten.

Auf einmal riß seine Hand so scharf an den Zügeln, daß das Zaumzeug den Gäulen in das Gebiß schnitt, und sie hoch aufbäumten. Es kostete ein paar Augenblicke, die Bockenden wieder niederzubringen, inzwischen war die vorbeifahrende Trambahn weitergerollt. Nur in der Ferne noch sah Marolf, mit dem Rücken ihm zugekehrt, auf der hinteren Plattform die hohe Gestalt im grauen Mantel. Nur von rückwärts hatte er ihn einen Augenblick lang gesehen gehabt, aber der Augenblick hatte genügt, ihn Jürgen Altringer erkennen zu lassen.

Wohin mochte er fahren? Das Wetter war wenig einladend für einen Ausflug ins Freie. Scharf strich die Novemberluft, und eine fatale Nässe war darinnen wie von kommendem Regen und Schneeschauer. Ein paarmal war ihm schon das Frösteln gekommen. Heimkehr? Nein. Aber sich ein bißchen flottere Bewegung machen.

Er setzte die Kappen in Trab. Erst ein Stück geradeaus, dann linksüm, immer der Richtung nach, die das Vorortbahngleise nahm. Dabei klang, ihm selber kaum bewußt, in ihm die Frage fort: wo fuhr der Kerl hin?

Jetzt hatte er wieder den Wagen eingeholt, darauf Altringer gestanden. Schneller liefen die Gäule unter

den zuckenden Fingern ihres Lenkers, ein blitzartiger Blick fuhr aus Marolfs Augen über Plattform und Wageninneres — die hohe Gestalt im grauen Mantel sah er nicht mehr.

Abgestiegen also. Und wohin war er gegangen? Etwa in den Stadtgarten hinein, zu dem da seitwärts die Allee führte?

In die Allee bog er plötzlich ein, jetzt wieder im langsamen Tempo. Und immer dabei in ihm die Frage: Wo war der Kerl hin? Wirklich in den Park? Und wenn — was tat er da, jetzt, zu dieser Stunde, wo einer seiner Art wohl sonst an der Arbeit ist? — Und bei diesem Wetter, das immer ungemütlicher zu werden anfing!

„Narr!“ Er sagte sich's plötzlich, wie das Frösteln ihm wiederkam. Wollte er mit ein paar neuen Fiebertagen das Vergnügen auslösen, hier auf Detektivwegen herumzukreuzen?

Schon wollte er die Pferde herumreißen, da richtete er im nächsten Augenblick sich steif auf. Dort drüben, auf dem Fußweg, zwischen dem Strauchwerk, an dessen kahlen Zweigen nur noch einzelne dürre Blattstücken hingen, da war er ja wieder, der Graue! Und wie eilig er's zu haben schien! Fast als ob er einem Stellscheit entgegenstrebte!

Der Gedanke kam ihm nicht allmählich, er warf sich jählings über ihn wie eine rasende Bestie. Aus seiner Brust löste sich ein keuchender Atemzug.

Dann saß er wieder auf dem Kutschierbock, und jede Sehne seines Wesens begann sich bis zum äußersten zu spannen. Wo der Graue hinging, was seines Weges Ziel war — das wollte er jetzt wissen! Aber Vorsicht mußte dabei walten, damit der andere nicht schreckhaft vor seines Zieles Ende kehrt machte.

Langsam, so geräuschlos als möglich, ließ er die Rappen gehen. Jetzt entchwand da drüben die graue Gestalt seinen Blicken, bog in einen zweiten Seitenweg ein, doch Konstantin konnte die Stelle berechnen, wo etwa die gewundene Fahrstraße mit dem Fußpfad zusammentraf. Es mußte annähernd am Parkende sein, wo das freie Feld begann.

Doch als er die Stelle erreicht, war nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken. Wo war er hin? Hatte er nach entgegengesetzter Richtung kehrt gemacht zur Stadt zurück? War ihm das Wetter zu schlecht geworden?

Ein starker Regenguß, von scharfen Schneekristallen durchsetzt, war losgebrochen und peitschte durch die Luft. Der Groom auf seinem schaukelnden Sitz setzte sich fester. Was für eine Sorte von Spazierfahrt war denn das heute? Einmal die reine Leichenfuhr, dann wieder scharfer Galopp und nun ganz unvermittelt wieder halt!

Marolf aber wußte es plötzlich: die Stunde seiner großen Befreiungstat war gekommen!

Wie — das sah er noch nicht vor sich. Aber etwas anderes sah er vor sich, als der Wagen um die scharfe Wegkrümmung bog — nur wenige Schritte von ihm entfernt ein Bild, das wie eine scharfe Silhouette von dem Regengrau des Himmels sich abhob. Dort auf dem Wiesenhügel das offene Säulentempelchen. Und unter seinem schützenden Dache eine Gestalt, die gehörte einem Weibe an, das trug ein dunkelblaues Kleid, und unter dem Hut hervor quoll goldschimmerndes Haar, und eine Männergestalt im grauen Mantel strebte dem gleichen schützenden Dache zu. Als er es erreicht hatte, standen beide Gestalten sich einen Augenblick lang regungslos gegenüber. Dann

streckten zu gleicher Zeit sich langsam beider Hände entgegen.

Und es war wahr — war wahr!

Vom Wagen herab hatte Konstantin sich geschwungen. Wie ein flinkes Affchen sprang der Groom ihm nach, fing die Zügel auf, die der Herr ihm zuschleuderte, und starrte mit furchtsamen Kinderaugen hinter dem Davonstürmenden drein. Was hatte der für ein Gesicht gemacht!

(Fortsetzung folgt.)





John Osbornes Spekulation.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Mit Illustrationen
von Theodor Volz.



(Nachdruck verboten.)

Miß Ellen Donnet war sehr fleißig.
Man kann sehr fleißig und sehr jung
sein. Miß Ellen war nicht sehr jung mehr.
Sie besaß gerade so viel Jugend, als man
mit vierunddreißig Jahren noch von ihr erwarten
konnte.

Man kann auch sehr fleißig und sehr hübsch sein.
Miß Ellen war auch nicht sehr hübsch — nicht einmal
bloß hübsch. Sie besaß einen etwas edigen Kopf, eine
spitze, beinahe impertinent spitze Nase, spärliches, röt-
lichblondes Haar und einen ganz kleinen Anflug von
Schnurrbart. Dazu eine lange, hagere Gestalt mit
edigen Schultern und Ellbogen.

Man kann aber weder jung noch hübsch und dabei
doch sehr angenehm von Wesen sein. Miß Ellen war
nicht angenehm von Wesen, aber auch nicht unangenehm.
Sie war eigentlich gar nichts. Sie sprach nur, was sie
sprechen mußte, sie war eine Hand ohne Seele, ein
vortrefflich funktionierender Automat.

So schien es wenigstens, und so genügte es ihrem
Prinzipal. Ob sie dabei noch eine Privatseele und

einen Privatcharakter ihr eigen nannte — was kummerte es ihn und das Geschäft und die großen voluminösen Handlungsbücher, in welche ihre Feder von Morgen bis Abend dieselben regelmäßigen Buchstaben und Linien hineinzauberte?

Anscheinend hatte Miß Ellen keine Privatseele, keinen Privatcharakter, vielleicht nicht einmal eine Neigung, einen Sport, eine Passion. Sie wohnte in einem der kleinsten Zimmer eines dürftigen Boardinghauses im Osten von Kapstadt, der südafrikanischen Metropole. Sie aß und trank wenig, sie unterhielt wenig Verkehr mit ihren Hausgenossen, sie las nicht viel, sie brannte fast nie Licht in ihrem Zimmer.

So trieb sie es seit zwei Jahren, seit ihrem Eintritt in das Geschäft von Mr. Tulpan. Was sie früher gewesen war, wo sie herkam, niemand fragte danach, und sie erzählte es niemand. Sie konnte die Tochter eines bankerotten Millionärs sein, sie konnte auch schon im Gefängnis gesessen haben. Als sie sich für die Stellung bei Mr. Tulpan, dem Inhaber einer größeren Bankfirma in Kapstadt, meldete, legte sie ein Empfehlungsschreiben eines angesehenen Geistlichen vor, worin bezeugt wurde, daß sie im Besitz aller für dieselbe erforderlichen moralischen und physischen Qualifikationen sei. Die zweiundvierzig anderen Bewerber und Bewerberinnen besaßen fast alle ebensolche Zeugnisse, aber Miß Ellen beehrte für ihre Verwendung das bescheidenste Honorar — so bekam sie als Mindestfordernde den Zuschlag.

Als einfache Schreiberin trat sie ein, aber ihr Fleiß, ihre Brauchbarkeit, Schweigsamkeit und Genauigkeit verhalfen ihr bald zu ehrendem Vorwärtstommen, welches den Kreis ihrer Pflichten und das Maß ihrer Verantwortlichkeit bedeutend, das klingende Äquivalent

.....

für ihre Leistungen freilich nur unbedeutend erweiterten. Schon nach einem Jahre genoß sie das unbedingte Vertrauen ihres Chefs, nach zwei Jahren bekleidete sie



die Stelle der zweiten Buchhalterin. Häufig ward sie mit Aufträgen außerhalb des Geschäfts betraut und erfüllte sie samt und sonders pünktlich. Sie hatte damit angefangen, hundertfünfzig Pfund zur Hauptbank

zu tragen, dann war sie avanciert auf dreihundert, auf fünfhundert, auf tausend, auf dreitausend und zuletzt hatte sie sogar mit zehntausend Pfund Sterling den Weg richtig zurückgelegt.

Heute waren fünfzehntausend Pfund zu befördern. Der erste Buchhalter, der sonst immer die großen Summen ihrer Bestimmung übermittelte, war wegen Krankheit entschuldigt.

„Ich werde Sie bitten müssen, seine Funktion zu übernehmen,“ wandte sich Mr. Tulpan an Miß Ellen.

Sie erhob sich schweigend, ohne mit einer Wimper zu zucken, nicht widerwillig und nicht beflissen, in ihrer gewohnten automatischen Weise.

Mr. Tulpan händigte ihr die Summe ein. Er hielt kein Wort der Ermahnung zur Vorsicht oder der Hervorhebung der Größe seines Vertrauens für notwendig. Miß Ellen war eine Uhr, die er aufzog — der Perpendikel würde sich bewegen.

Miß Ellen entfernte sich, nicht langsam, nicht hastig, sondern wie immer.

Aber sie kehrte nicht zurück wie immer.

Nach einer Stunde konnte, nach anderthalb Stunden mußte sie dasein. Mr. Tulpan befragte immer unruhiger die Kontoruhr, er verglich ihre mitunter zweifelhaften Angaben mit derjenigen seines Taschenchromometers. Seine Brauen kniffen sich zusammen, die Falten seiner Nase vertieften sich. Er nahm drei Pausen statt der gewohnten einen innerhalb einer halben Stunde.

Ein und dreiviertel Stunden —

Er erhob sich von seinem Ledersessel. „Mr. Johnson!“

„Mr. Tulpan?“

„Gehen Sie eiligst nach der Bank und sehen Sie, wo Miß Donnet geblieben ist. Wenn die Summe nicht

abgeliefert ist, gehen Sie in das Detektivbureau von Buller; er soll mir sofort seinen Kompagnon Osborne senden.“

Mr. Johnson gehorchte und kehrte nach dreiviertel Stunden mit Osborne zurück.

„Also doch?“ murmelte Mr. Tulpan, und sein Gesicht färbte sich grün. „Nicht abgeliefert?“

„Gar nicht dagewesen.“

„Mr. Osborne, Sie hören?“

„Der junge Herr hat mir unterwegs schon alles erzählt.“

„Sie kennen Miß Donnet?“

„Sie war schon öfters in Ihrem Auftrage bei uns.“

„Gut — Sie sind hiermit bevollmächtigt.“

John Osborne, wohlbestallter Agent, Detektiv und zugleich Advokat, trat auf der Stelle in Tätigkeit. Er notierte alle Einzelheiten, fragte nach Miß Donnets Wohnung, ihrer Vergangenheit, ihrem Charakter.

„Eine raffinierte Gaunerin!“ urteilte er schließlich und nickte schlau mit dem Kopfe. „Sie hat ein meisterliches Spiel gespielt, Mr. Tulpan.“

„Scheint so,“ entgegnete Tulpan zornig. „Ich alter Esel lasse mich hinters Licht führen von einem Frauenzimmer!“

„Mir erschien sie stets verdächtig,“ erklärte John Osborne mit psiffigem Zwinkern.

„Warum haben Sie mich nicht gewarnt?“

„Für Warnungen kann ich nichts liquidieren.“

„Well,“ meinte Tulpan, dem dieses Argument einleuchtete. „Also schaffen Sie mir das Geld wieder herbei.“

„Das Geld und das Mädchen?“

„Auch dieses — aber in erster Linie das Geld.“

Danach begab Mr. Tulpan sich nach Hause, um

sein Mittagessen einzunehmen. Seine Ruhe war wieder zurückgekehrt, er hatte alles getan, was getan werden konnte, er wußte seine Angelegenheit in den besten Händen.

In der That, sie konnte in keinen besseren sein. John Osborne folgte mit dreien seiner Leute der Spur der Entflohenen. Um ein Uhr Mittags erhielt er den Auftrag, um sechs Uhr Nachmittags führte einer seiner Detektivs ihm Miß Donnet vor.

„Ah, da sind Sie ja, Miß!“ begrüßte Osborne seine Gefangene mit höflicher Freundlichkeit. „So bald schon? Sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir Zeit, Mühe und Auslagen sparen. Bitte, nehmen Sie Platz, Miß; Sie werden vom langen Umherlaufen ermüdet sein.“ Er rückte dem Mädchen selber galant einen Stuhl zurecht und winkte ihr, sich darauf niederzulassen. Miß Ellen zögerte auch keinen Augenblick, der Einladung zu folgen.

„Wo sind Sie mit dem Fräulein zusammengetroffen, Sutter?“ fuhr Osborne dann fort.

„Am Bahnhof.“

„Sie kannten Miß Donnet von Ansehen?“

„Ja.“

„Hat sie Ihnen das Geld überliefert?“

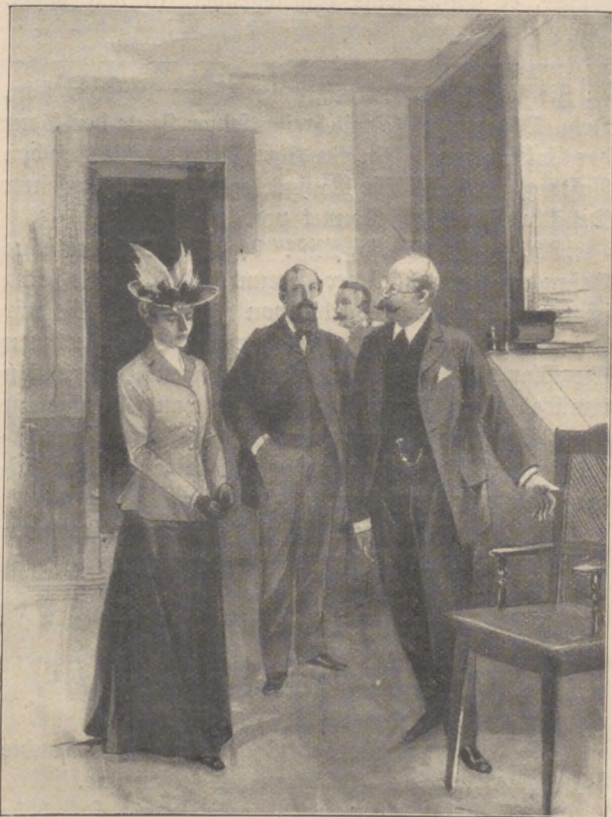
„Nein. Sie trägt es nicht bei sich.“

„Wo bewahren Sie das Geld auf, Miß?“ wandte sich Osborne liebenswürdig an die Gefangene.

„Ich besitze es gar nicht, mein Herr. Ich habe Mr. Tulpan nicht bestohlen, sondern bin selbst bestohlen worden,“ entgegnete Miß Ellen mit etwas bebender Stimme zwar, aber doch ruhiger, als man angesichts einer so schweren Anklage erwarten durfte.

Der Advokat verlieh seinem Gesicht durch eine Ge-

bärde unsagbaren Erstaunens einen nichts weniger als geistreichen Ausdruck.



„Sie — Sie hätten — Wie sollte denn das zugegangen sein?“

„Sie wissen, daß ich nach meinem Eintritt in den Hof des Hauptbankgebäudes einen Seitendurchgang zu passieren habe. Als ich gerade in diesen einbog, trat

hinter der ersten Ecke plötzlich ein Mann hervor, schlug mir die Brieftasche mit dem Gelde aus der Hand, griff sie auf und rannte schleunigst davon. Ich schrie, so laut ich konnte, um Hilfe, aber als ein paar Leute herbeieilten, war der Dieb schon außer Sicht.“

„Warum trugen Sie denn die Brieftasche in der Hand?“

„Ich hatte sie eben herausgenommen, weil ich nur noch wenige Schritte zurückzulegen hatte.“

„Das war sehr unvorsichtig von Ihnen. — Wie sah denn der Mann aus?“

„In der Eile habe ich ihn nur flüchtig gesehen. Er schien noch jung, war bartlos und wie ein Arbeiter gekleidet.“

„Das paßt auf ungefähr fünfzigtausend Menschen in Kapstadt,“ versetzte Osborne spöttlich lächelnd. „Haben Sie Zeugen für Ihre Angaben?“

„Nein.“

„Wie? Es hat niemand den Überfall beobachtet?“

„Niemand.“

„Merkwürdig! Und warum sind Sie nicht sofort zu Mr. Tulpan zurückgekehrt, ihm das Ereignis zu melden?“

„Ich war so erschrocken, daß ich keine klare Überlegung mehr besaß. Ich fürchtete, man werde mir nicht glauben, weil die Leute, die auf mein Geschrei herbeieilten, schon dahinzielende Bemerkungen hören ließen, und aus Furcht, als Diebin festgenommen zu werden, ergriff ich die Flucht.“

„Sie wollten entfliehen?“

„Wenigstens Kapstadt verlassen.“

„Sie hat das zugeben müssen,“ warf hier Sutter ein, „nachdem festgestellt worden, daß sie ihre Wohnung heimlich geräumt hat. Sie ist dagewesen, hat

sich das Nötigste zusammengepackt und ist damit fort.“

Osborne nickte mit einem Lächeln, das zu sagen schien: „Selbstverständlich.“ Dann sagte er: „Miß Donnet, ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihre Geschichte völlig unglauhbhaft erscheint. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, dann will ich bei Mr. Tulpan ein gutes Wort für Sie einlegen, daß er sich mit der Wiedererlangung der Summe begnügt und von einer Anzeige bei der Polizei Abstand nimmt.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ beharrte die Gefangene. „Meine Erzählung entspricht in allen Punkten der Wahrheit.“

„Hoffen Sie nicht darauf, das Geld behalten zu können! Sie haben es verborgen und wollen lieber eine Strafe verbüßen, als es herausgeben. Nach verbüßter Strafe denken Sie sich in Besitz des Unterschlagenen zu setzen. O, wir kennen Ihre Schliche, Miß — Sie sind eine ganz raffinierte und schlaue Person, das merke ich wohl. Aber beachten Sie wohl: ich finde das Geld — und dann harren Ihrer mehrere Jahre Gefängnis, ohne daß Sie den geringsten Vorteil davon haben!“

Miß Ellen saß schweigend, bewegungslos auf ihrem Stuhle, die ausdruckslosen Augen zu Boden gesenkt, blaß, aber ohne Zeichen sichtbarer Erregung.

„Nun?“ wiederholte dringend der Advokat.

„Ich habe die Wahrheit gesagt.“

Osborne schritt einigemal in seinem Zimmer auf und ab. „Sutter, erwarten Sie draußen weitere Instruktionen,“ rief er plötzlich seinem Untergebenen zu. Als dieser das Bureau verlassen hatte, näherte er sich dem Mädchen, machte ihr eine bezeichnende Gebärde mit den Augen und flüsterte ihr ins Ohr: „Miß Donnet, ein Wort unter vier Augen.“

„Mein Herr?“

„Ich bin auf Ihrer Seite — verstehen Sie wohl? Geben Sie mir tausend Pfund von der Summe, und ich lasse Sie fliehen. Ja, ich Sorge für Ihr gesichertes Entkommen. Aber Sie müssen sich schnell entschließen, uns bleiben nur wenige Stunden Zeit.“

Miß Ellen blickte nicht auf, aber sie schien einen Augenblick zu zaudern oder doch so betroffen über seinen Vorschlag zu sein, daß sie nicht sofort zu antworten vermochte.

„Ich habe das Geld nicht gestohlen, also kann ich Ihnen auch nichts davon geben,“ erklärte sie dann entschieden.

Osborne trat ärgerlich zurück. Auch dieser Kniff fehlgeschlagen, abgeprallt an ihrem harten Sinn, ihrer unerschütterlichen Festigkeit. „Das ist ein ganz raffiniertes Exemplar,“ sagte er zu sich selbst, worauf er seine weiteren Maßregeln traf.

Miß Donnet wurde nach dem Gefängnis abgeführt, und Osborne richtete mit seinen Leuten alle weiteren Bemühungen auf die Wiedererlangung der gestohlenen Summe, von welcher ihm der bestohlene Mr. Tulpan einen entsprechenden Anteil zugesichert hatte.

„Sie hat das Geld auf raffinierte Weise versteckt,“ betonte er; „aber es kann nicht aus der Welt sein. Es muß sich irgendwo in der Nähe der Bank oder des von ihr zurückgelegten Weges vorfinden, denn lange hat sie nicht Zeit gehabt.“

Aber alles Forschen und Suchen war vergeblich, total vergeblich. Ebenso alle Versuche, die Gefangene zu einem Geständnis zu bringen. Sie blieb bei ihrem trockenen, starren „Ich bin unschuldig!“ — obwohl die mit der Untersuchung betrauten Beamten die feste Überzeugung von ihrer Schuld gewannen, denn

weder der angebliche Attentäter wurde entdeckt, noch hatte jemand die geringste verdächtige Wahrnehmung gemacht. Keine Person, die Ellens Beschreibung entsprach, war an jenem Tag in der Nähe der Bank bemerkt worden. Sie war plötzlich vor der Außentür des Gebäudes, worin sich die Bank befand, erschienen, hatte um Hilfe gerufen und den herzueilenden Personen mitgeteilt, man hätte ihr eben eine Briestafche mit fünfzehntausend Pfund entrißen. Das war alles — nicht einmal besonders erregt hatte sie sich gezeigt.

Als man ihr letzteres vorhielt, entgegnete sie lakonisch: „Ich bin so.“

Man rechnete ihr nun vor, daß sie zur Zurücklegung des Weges nach der Bank eine verhältnismäßig lange Zeit gebraucht habe.

„Sie sind um elf Uhr aufgebrochen,“ erklärte ihr der Staatsanwalt. „Zwanzig Minuten nimmt der Weg in Anspruch. Um Hilfe gerufen haben Sie nach halb zwölf Uhr. Sie haben also eine volle Viertelstunde länger gebraucht, als notwendig war. Wo sind Sie in dieser Viertelstunde gewesen?“

„Ich habe mir unterwegs einige Schaufenster angesehen,“ erwiderte sie rasch. „Ich brauche ein neues Jackett und besichtigte die ausgestellten Muster.“ Aber einen Zeugen konnte sie dafür nicht beibringen.

„Meine Hochachtung vor ihr steigt immer mehr,“ äußerte Osborne zu Mr. Tulpan. „Die versteht's — macht ein vorzügliches Geschäft.“

„Sie meinen also, das Geld sei für mich verloren?“

„Bin überzeugt davon. Unsere Mittel und Wege sind erschöpft.“

Tulpan stopfte drei Priesen Schnupstabał hintereinander in seine Nase, ohne sich dessen bewußt zu sein — das bedenklichste Symptom von Erregung, dessen er

fähig war. Nachdem er sich bedächtig mit einem großen seidenen Tuch gesäubert, warf er in mildem Tone dem Detektiv die Bemerkung an den Kopf, er sei ein Stümper.

„Mr. Tulpan, nehmen Sie das zurück!“

„Den Stümper? Gut, aber ich setze einen Esel dafür.“

„Sie zwingen mich, Mr. Tulpan, Ihnen Ihre Vollmacht zurückzugeben.“

„Bitte, genieren Sie sich nicht.“

„Als Millionär hatten Sie durchaus nicht nötig, so ausfällig zu werden. Wir haben getan, was in unserer Macht stand — wir gehen des Anteils an der Summe verlustig, haben nur Schaden an der Sache. — Beharren Sie trotzdem auf Ihrer ungerechten Kritik?“

„Jawohl,“ sagte Mr. Tulpan.

„Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Liquidation sende.“

„Ich bitte darum. Schreiben Sie den Esel mit darauf.“

„Das will ich, Mr. Tulpan — ich werde den dafür angelegten Betrag einem armen Waisenknaben zu gute kommen lassen.“

Der arme Waisenknabe war John Osborne selbst. Natürlich — seine Eltern waren beide tot, er war nicht einmal verheiratet, seine Kasse befand sich im Zustand chronischer Ebbe. Einen ärmeren Waisenknaben konnte es also gar nicht geben.

Übrigens — seine Pflichten gegen Mr. Tulpan waren jetzt erfüllt. Was konnte er dafür, wenn er das Geld nicht auffand? Das Fräulein war eben schlau, verteuflert schlau — sie war zu gerieben selbst für einen John Osborne.

„Von dieser Seite,“ kalkulierte er nachdenklich —

mit „dieser Seite“ auf Mr. Tulpan abzielend — „ist aus dem Fall nichts mehr herauszuschlagen. Mein Interesse an der Verfolgung der Diebin ist erschöpft. Ich bin nicht als Zeuge in der Sache geladen. Es besteht kein gesetzliches Hindernis, die Verteidigung von Miß Donnet zu übernehmen. Ich bin Geschäftsmann und muß aus jedem Geschäft so viel Nutzen ziehen, als ich vermag. Ich werde mich Miß Donnet als Verteidiger anbieten.“

Gedacht, getan! John Osborne schlug den Weg nach dem Gefängnis ein und ließ sich Miß Ellen zu einer Unterredung vorsehen.

„Haben Sie schon einen Verteidiger, Miß?“

„Nein,“ antwortete sie kurz.

„Well, so werde ich Ihre Verteidigung übernehmen. Niemand kennt den Fall so gut wie ich, der ich von Anfang darin tätig war, niemand kann so innig von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt sein als ich.“

„Sie?“ fragte sie erstaunt.

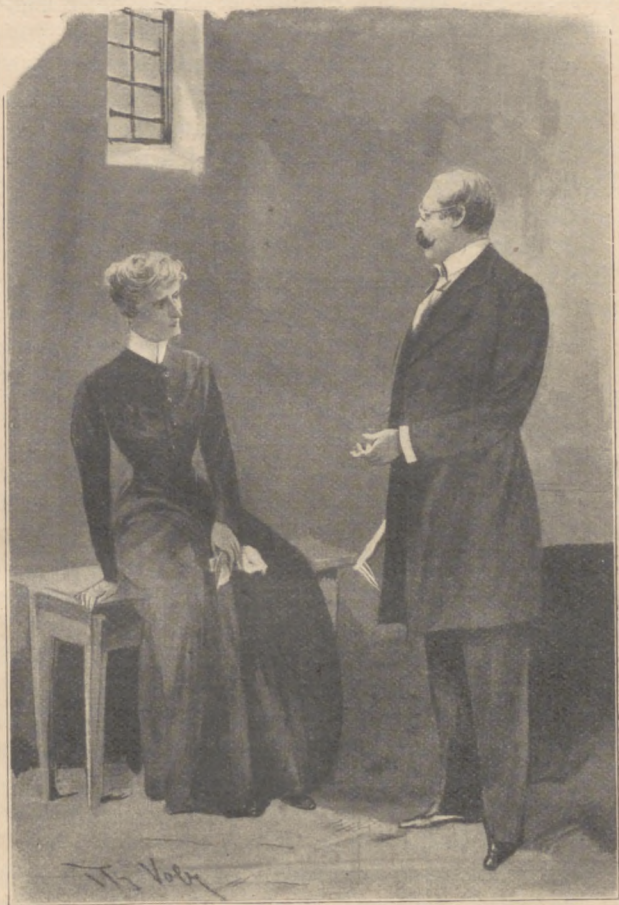
„Nun ja — denn wenn Sie nicht schuldlos wären, so hätten ich und meine Angestellten das Geld sicher gefunden. Unserem Falkenblick entgeht so leicht nichts. Außerdem bin ich auch Psychologe genug, um Schuld und Unschuld zu unterscheiden. — Nicht wahr, Sie sind doch gänzlich unschuldig?“

„Gewiß.“

„Sehr gut, bleiben Sie nur dabei. Dann garantiere ich Ihnen, daß ich sie los kriege. Niemand kann Ihnen etwas beweisen. Meine Honorarforderung ist gering — zehn Pfund, wenn Sie verurteilt werden; zwanzig, wenn man Ihnen wenigstens mildernde Umstände bewilligt; vierzig, wenn Sie freigesprochen werden.“

Ein seltsames Lächeln verzog die bleichen Lippen

der Gefangenen. „Dann muß ich auf Ihre Unterstützung verzichten. Ich besitze gar nichts.“



„Sie besitzen — o, Sie — jawohl, ja, natürlich — sehr richtig und konsequent. Sie besitzen gar nichts.“

Er lachte und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Bleiben Sie nur so energisch wie bisher. Ich vergaß, hinzuzufügen, daß das Honorar erst nach Ihrer Entlassung zu zahlen ist.“

„Ich besitze auch nach meiner Entlassung nichts.“

„Sie sind geizig, Miß — sparen Sie um Gottes willen nicht in Ihrer Lage. Wenn nicht ein gewiegter Verteidiger Ihnen zur Seite steht, fallen Sie sicher herein.“

Sie schwieg.

Er fuhr fort: „Das Honorar ist Ihnen zu hoch? Nun wohl, ich verlange nichts, wenn Sie verurteilt werden, und nur im Fall Ihrer Freisprechung —“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts habe.“

„Dreißig Pfund? Fünfundzwanzig — zwanzig — ist Ihnen das auch noch zu viel?“

Da sie den Kopf schüttelte, reduzierte John Osborne seine Forderung allmählich bis auf fünf Pfund. Argerlich drehte er sich dann um, die Angeklagte ihrem Schicksal zu überlassen. Da kam ihm ein neuer Gedanke.

„Sie ist die Raffiniertheit in Person,“ dachte er. „Sie hält das Geld fest. Wenn sie frei kommt, wird sie keine schlechte Partie sein.“

Er wandte sich nochmals und musterte Miß Ellen mit scharfem Blicke. Schön war sie nicht: das rötliche Haar, die spitze Nase, die eckigen Schultern und Ellbogen, die lange, hagere Gestalt, der Anflug von Schnurrbart — aber fünfzehntausend Pfund Sterling! Er würde sie verteidigen, freimachen und dann heiraten! Famoser Idee das!

„Haben Sie einen Verlobten, Miß Donnet?“ fragte er unvermittelt, sie scharf fixierend.

„Nein.“

„Verwandte?“

„Niemand auf der Welt.“

„O Sie Arme — ich fühle Mitleid mit Ihnen, ich werde Sie umsonst verteidigen — und alles andere später Ihrer Generosität überlassen,“ fügte er vorsichtig hinzu. „Einverstanden?“

„Ich danke Ihnen von Herzen.“

John Osborne verteidigte Miß Ellen glänzend vor Gericht. Er tat sein Bestes, denn er betrachtete die fünfzehntausend Pfund bereits als eigenes Kapital, und seine einzige Angst war nur, die Angeklagte möchte im letzten Augenblicke noch gestehen. Darum raunte er ihr immer wieder zu: „Miß Donnet, lassen Sie sich nicht einschüchtern! Man kann Ihnen nichts anhaben, wenn Sie fest bleiben!“

„Ich habe nichts zu gestehen, mein Herr.“

„Weiß ich wohl, aber auch Unschuldige werden oft bei dem Kreuzverhör des Staatsanwalts verwirrt und sagen sich selber zum Schaden aus. Also Festigkeit!“

Miß Ellen blieb in der Tat fest. Der Richter mußte sie freisprechen. Er drückte darüber sein tiefstes Bedauern aus, aber er mußte. „Ich habe die feste Überzeugung von Ihrer Schuld, Angeklagte,“ fügte er hinzu. „Indessen — gegen Ihre Beharrlichkeit ist das Gesetz machtlos. Der Fall ist nicht aufgeklärt, folglich kann ich Sie nicht verurteilen. Sie sind die geriebenste und hartnäckigste Verbrecherin, die mir je vorgekommen ist. Wehe Ihnen, wenn Sie uns wieder in die Hände fallen!“*)

Das Urtheil der Zuhörer deckte sich mit der Anschauung des Richters. „Sie haben ein feines Geschäft gemacht!“ rief man ihr nach, als sie den Gerichtssaal

*) Siehe das Titelbild.

verließ. „Geben Sie mir was ab!“ schrie ein Zeitungs-
junge. „Stiften Sie was für uns!“ raunte ihr ein
Angeklagter zu, der nach ihr an die Reihe kam.

Miß Donnet nahm von alledem keine Notiz. Weder
rechts noch links blickend, mit gerade vor sich hin
starrenden Augen, schritt sie durch die Menge und aus
dem Gerichtsgebäude. Osborne, stolz auf seinen
Triumph, schritt hochehobenen Hauptes an ihrer Seite.

Im Freien angelangt, wandte er sich an seine
Klientin mit der Frage: „Wohin gehen Sie nun, Miß
Donnet?“

„Ich weiß es nicht. Ins Wasser vielleicht.“

Er lächelte pfiffig. Natürlich geht sie ins Wasser —
zu Schiffe nämlich, dachte er. Sehr gut bemerkt. Die
hat's faustdick hinter den Ohren.

„Sie stehen ganz allein?“ fuhr er fort.

„Ganz allein.“

„Und wissen nicht, was Sie beginnen sollen?“

„Nein.“

John Osborne blieb zögernd stehen. Noch einmal
beäugelte er Miß Ellen von oben bis unten. Nein,
sie war wirklich nicht schön! Die spitze Nase, der An-
flug von Schnurrbart, die eckigen Schultern und Ell-
bogen, das rötliche Haar, die lange, hagere Figur —
aber fünfzehntausend Pfund!

„Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen,
Miß Ellen,“ rief er entschlossen und faßte plötzlich ihre
Hand. „Betrachten Sie mich einmal genau. Erklären
Sie mir offen, ob ich Ihnen gefalle?“

Zum ersten Male schlug sie die wasserblauen Augen
voll zu ihm auf. Doch nur für einen Augenblick.
„Gewiß,“ entgegnete sie. Er war in der That ein
recht stattlicher Mann, wenn seine Stirn auch schon
recht hoch war.

„Nun wohl — wollen Sie meine Frau werden?“
 Verblüfft blickte sie zu ihm auf. „Sie scherzen!“
 „Ich rede im vollen Ernst. Ich liebte sie vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah. Nur deswegen habe ich ohne jede Gegenleistung Ihrerseits Ihre Verteidigung übernommen.“

Sie überlegte.

„Wie alt sind Sie, Miß Ellen?“

„Bierunddreißig —“

„Und ich siebenunddreißig, da passen wir ja ausgezeichnet zusammen!“

„Aber ich besitze nichts, gar nichts!“

„Weiß schon — was frage ich nach Geld und Gut! Meine Liebe ist vollkommen uneigennützig. Wollen Sie?“

„Wenn Sie mich wollen —“

„Mit Rücksicht auf Ihre Lage würde ich für eine sofortige Trauung sein. Ist Ihnen der morgende Tag recht?“

„Ich habe nichts dagegen.“

Triumphierend geleitete John Osborne seine Auskorene nach einem Hotel.

Am nächsten Tage ward die Trauung vollzogen. Gern hätte Osborne nun sofort den bewußten Punkt zur Sprache gebracht, aber er war ein Gentleman, der wohl wußte, was sich schickte. Er bezähmte seine Ungeduld bis zum nächsten Morgen.

Da aber, während er behaglich mit seiner Gattin das Frühstück einnahm, konnte er nicht länger an sich halten.

„Du wirst begreifen, geliebtes Herz,“ hub er kauend an, „daß wir Kapstadt verlassen müssen.“

„Das begreife ich, lieber John.“

„Wenn du auch freigesprochen bist — der Verdacht ruht immer auf dir. Und ich als Gentleman —“

„Ganz recht, lieber John.“

„Ich dachte an Brasilien. Wie wäre es, wenn wir



uns dort eine schöne Plantage kauften? Das Hundeleben hier hab' ich ohnedies satt — das ewige Spionieren und Herumkriechen! Was meinst du zu meinem Vorschlage?“

„Ich bin ganz damit einverstanden. Tue alles, was du willst.“

„Nun wohl, so habe die Güte, mich nachher zu Mr. Miller zu begleiten. Er ist mit dem Verkauf einer herrlichen Kaffeeplantage in der Gegend von Bernambuko beauftragt. Ich kenne den Platz und das Anwesen, es ist ein Paradies. Der jetzige Besitzer ist alt und will sich zurückziehen. Die Anzahlung beträgt nur fünftausend Pfund — eine Lumperei! Kannst du das Geld bis morgen flüssig machen?“

„Ich, John?“

„Ja, du — mein Herz.“

„Woher soll ich denn das Geld nehmen? Du weißt doch, daß ich gar nichts besitze.“

„Ach was, laß nun endlich die Klauen!“ rief John Osborne ungeduldig. „Wir sind jetzt Mann und Frau, da brauchst du doch keine Komödie mehr zu spielen! Wo hast du das Geld versteckt?“

Sie blickte ihn an mit großen, erstaunten, befremdeten Augen. „So hältst du mich immer noch für schuldig? Und hast mich doch zum Weibe genommen?“

Er fuhr erschrocken auf. „Wie — du bist wirklich — unschuldig?“

„Ich habe in allen Stücken die Wahrheit gesagt.“

Der Ausdruck ihrer Züge ließ keinen Zweifel an der vollen Aufrichtigkeit ihrer Worte. John Osborne warf einen Blick tödlicher Bestürzung auf sie. O, ihre eigene Mutter hätte ihr keine Schönheit nachrühmen können! Die lange, hagere Gestalt, das rötliche Haar, der Anflug von Schnurrbart, die spitze Nase, die eckigen Schultern — dazu der nie zu entkräftende Verdacht!

Und nun war sie auch noch unschuldig!

Der schwer getäuschte Ehemann trat an das Fenster.

„Und alle meine Freunde werden mich um das gute Geschäft beneiden, das ich gemacht habe,“ murmelte er wehmütig vor sich hin. „John, das war eine schlechte Spekulation, die du da gemacht hast!“ Dann aber piff er aus Leibeskräften — ein Zeichen, daß er seine Gemütsruhe wieder zu gewinnen im Begriff war. John Osborne war eine außerordentlich praktische Natur. Sein klar bewiesener Edelmut würde ihm gewiß goldene Früchte tragen.

Galant reichte er seiner jungen Gattin den Arm.





Ein Spaziergang durch Budapest.

Ein Städtebild von Reinhold F. Hermann.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Durch die ungemein scharfe Zuspitzung der Verhältnisse in Ungarn wird jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das ungarische Königreich und seine schöne Hauptstadt Budapest gelenkt, die seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich im Jahre 1867, um den im Grunde der ganze Kampf tobt, so überraschend sich entwickelt hat.

War auch die natürliche Lage der beiden durch den Donaustrom getrennten Schwesterstädte Ofen (Buda) und Pest infolge der teilweise hügeligen Ufergestaltung eine ungewöhnlich günstige und malerische, so fehlte es damals doch beinahe ganz an imponierenden Monumentalbauten und breiten Straßenzügen, wie sie einem Städtebilde allein den Charakter der Pracht und des Reichtums zu geben vermögen.

In den wenigen Jahrzehnten aber, die seit jenem bedeutamen historischen Moment ins Land gegangen

VERLAG VON FRIEDRICH VON SCHÖNBERGER, BUDAPEST, ROSSKAI STRASSE 10.

sind, ist diesem Mangel auf eine Weise abgeholfen worden, die vielleicht nur in dem schnellen Wachstum amerikanischer Großstädte ein Seitenstück findet. Selbst der Einheimische, der heute nach dreißig- oder zwanzig-jähriger Abwesenheit seine Vaterstadt wieder beträte, würde große Mühe haben, in dieser von unaufhörlich

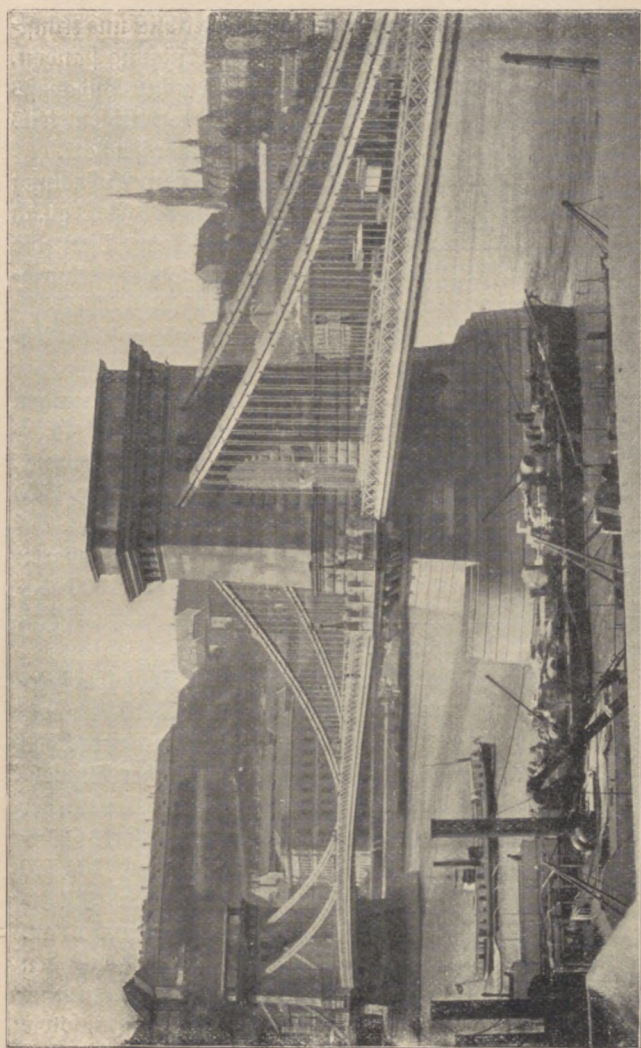


Joseph Kary in Budapest phot.

Die königliche Burg und Burgbazar.

flutendem, warmblütigem Leben erfüllten Metropole die enge Kleinstadt wiederzuerkennen, deren häßliche, winkelige Gassen und deren weite, wüstenartige Sandflächen ihm als charakteristischstes Merkmal in der Erinnerung haften.

Zabelhafte Summen sind angewendet worden, um diese Verschönerung zu bewirken, und glückliche Zufälle haben es gefügt, daß der aufblühenden Hauptstadt



Silesian Railway in Wabersfeld view.

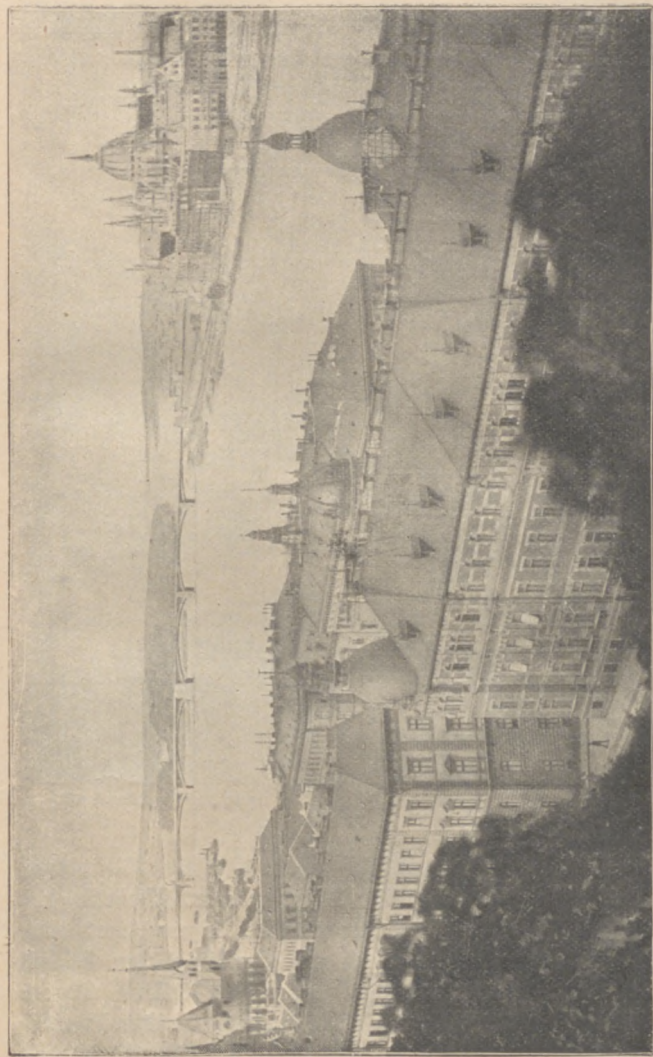
The older Chain Bridge.

unternehmende Geister von großem Weitblick und Künstler von genialer Schaffenskraft zur Verfügung standen, deren Zusammenwirken sich dem Besucher Budapests heute auf Schritt und Tritt in teils gewaltigen, teils anmutigen und gefälligen Schöpfungen offenbart.

Aus einer ursprünglich rein deutschen Ansiedlung am linken Donauufer hervorgegangen, hat Pest gleich dem später ihm gegenüber entstandenen Ofen die mannigfachsten und oft recht schweren Schicksale durchmachen müssen, ehe gesicherte und befestigte Verhältnisse die geeignete Vorbedingung für ein rasches Anwachsen seiner Einwohnerschaft schufen. Unter der Türkenherrschaft von sechs furchtbaren Belagerungen heimgesucht und später durch verheerende Überschwemmungen vielfach in ihrer Entwicklung gehemmt, hatten es die beiden Schwesterstädte, die im Jahre 1720 12,200 Einwohner zählten, hundert Jahre später auf deren 78,599 gebracht. Zur Zeit des Ausgleichs waren sie von 270,476 Seelen bewohnt, im Jahre 1900 dagegen ergab die Zählung bereits eine Einwohnerschaft von 732,322 Personen.

Das sind Zahlen, die beredt genug für sich selber sprechen und mit denen die Vermehrung der Bevölkerungszahl in anderen europäischen Großstädten kaum verglichen werden kann. Das deutsche Element ist in der Einwohnerschaft noch immer recht ansehnlich vertreten, denn der Muttersprache nach gab es beim Beginn unseres Jahrhunderts in Budapest 578,458 Magyaren und 104,520 Deutsche. Der Rest gehörte den slawischen Völkern der österreichisch-ungarischen Monarchie an.

Das Gemeinwesen von Budapest setzt sich aus den Städten Ofen nebst Altöfen rechts der Donau und Pest nebst Steinbruch am linken Ufer des Flusses, sowie der zwischen beide gelagerten schmalen, langgestreckten



Aussicht von der Festung auf das Parlament und die Margaretenbrücke.
Joseph Quartier in Budapest öbet.

Margareteninsel zusammen, welche letztere Privateigentum des Erzherzogs Joseph und in einen prächtigen durch seinen Rosenflor wie durch ein Schwefelbad berühmten Park verwandelt worden ist.



Joseph Nyary in Budapest phot.

Am Kai.

Auf dem rechten Ufer erhebt sich der 235 Meter hohe Gerhards- oder Bloßberg mit der Zitadelle, die seit 1898 ihren Charakter als Befestigungswerk verloren hat, und die Festung mit dem königlichen Schloß oder der Burg, die 1771 unter der Kaiserin Maria Theresia vollendet und nach einem verheerenden Brande im Jahre 1849 mit verschwenderischer Pracht wieder-



Joseph Kary in Subapost platz.

Franz Josephs-Kai (Obsthmarkt).

hergestellt worden ist. Gegenwärtig ist man durch Hinzunahme des Zeughauses und durch andere Erweiterungsbauten mit einer abermaligen Vergrößerung des großartigen, das ganze Stadtbild beherrschenden Gebäudekomplexes beschäftigt.

Südlich vom Blocksberg dehnt sich die Vorstadt Kelenföld aus. Hinter ihm aber erheben sich terrassenförmig höhere Berge, an deren Südhängen die weitberühmten Ofener Weine reifen. Das linke Donauufer ist flach und erhält einen gewissen Landschaftlichen Reiz nur durch den höher gelegenen Stadtteil Steinbruch, der ehemals ebenfalls viele ertragreiche Weinberge aufzuweisen hatte.

Aber während das früher besetzte Ofen, in dem sich alle Regierungsgebäude und Ministerien befinden, einen vornehm stillen Charakter trägt, pulsiert drüben jenseits der beiden großen Kettenbrücken das volle, niemals versiegende und niemals rastende Leben der Großstadt.

Ein neueres Meisterwerk der Ingenieurkunst ist die unterhalb der Margareteninsel über die Donau führende, im Jahre 1876 vollendete Margaretenbrücke. Sie ist ganz aus Eisen konstruiert und 566 Meter lang. Ihre Fahrbahn liegt 18 Meter über dem Strom.

Das interessanteste Wahrzeichen der Stadt bildet seit einigen Jahren die weithin sichtbare Kuppel des 1902 vollendeten Parlamentsgebäudes, von dem Ludwig Hevesi treffend sagt: „Der Architekt Emerich Steindl, ein Schüler des Wiener Gotikers Schmidt, hat hier einen merkwürdigen Bau geleistet, dessen überreichem Schmuck man es wohl ansieht, daß er schon an der Schwelle des üppigen Morgenlandes steht. Ein in tausend Giebelchen auslaufender gotischer Bau mit einer über 300 Fuß hohen Kuppel, die den Mittelsaal

krönt. Ein solcher Saal von weltlicher Bestimmung ist mir außer dem im Brüsseler Justizpalast nicht bekannt.



Selbst Skulpt in Budapest phot.

Das Volkstheater.

Man könnte die Türme der Wiener Votivkirche hineinstellen. Die Amerikaner behaupten, nur ihr Kapitol in Washington sei dieser parlamentarischen Kuppel noch über. Und hinter diesem weithin sichtbaren Spitz-



Wochenmarkt in Budapest. Nach dem Gemälde von A. Wagner.

bogenförmig heben sich große weiße Baublöcke mit Säulenreihen umstellt; das sind Ministerien, wo Justiz und Handel in freskengeschmückten Sälen thronen.“

Unter den Kirchen ist die prächtigste die Leopoldstädter Basilika, ein 96 Meter hoher Kuppelbau, über dem während der Erbauung ein ganz eigener Unstern waltete. Er wurde 1851 von Hild begonnen, aber die Kuppel stürzte kurz vor ihrer Vollendung zusammen, und der Dom wurde nach neuen Plänen von dem Baumeister Obl vollendet.

An weltlichen Monumentalbauten verdienen außer den bereits genannten noch das mit einem Kostenaufwand von drei Millionen Gulden errichtete Hauptzollamt, die Universität, der Justizpalast, das Rathhaus, das Nationalmuseum und das neue Delegationsgebäude erwähnt zu werden. Von den vielen Theatern ist das Volkstheater um seiner schönen und harmonischen Verhältnisse willen wohl als das gelungenste zu bezeichnen.

Am augenfälligsten indessen offenbart sich dem Besucher die Verschönerung der Stadt in der Anlage der breiten, prächtigen Straßenzüge, die Pest jetzt nach den verschiedensten Richtungen hin durchschneiden. Der imposanteste von ihnen ist der Kai, der in einer Ausdehnung von 8601 Meter am linken Donauufer hinführt. Der um seiner malerischen Wirkung willen berühmte Obstmarkt, der auf der ersten Strecke dieses Kais, an der Anlegestelle der Obstschiffe, abgehalten wurde, ist jetzt größtenteils in die mit verschwenderischer Pracht erbauten Markthallen verlegt worden, aber an bunten und interessanten Bildern ist auf dieser belebtesten Promenade des Pester Publikums noch immer kein Mangel. Am prächtigsten präsentiert sich die Franz Josephs-Kai genannte Strecke von dem Franz Josephs-Platz bis zum Hauptzollamt, weil sich



Joseph Nagy in Budapest phot.

Franz Deak-Denkmal.

hier zu manchen Tageszeiten die ganze elegante Welt
der Hauptstadt ein Stellbichein zu geben pflegt.

Beim Hauptzollamt nimmt die innere Ringstraße ihren Anfang, die in der Nähe des Westbahnhofes in die große Ringstraße einmündet. Diese letztere umzieht die ganze innere Stadt und ist als die bedeutendste unter den neueren Straßenanlagen zu bezeichnen. Den eigentlichen Stolz des Budapesters aber bildet die wirklich imposante Andrássystraße, die mehr als zwei Kilometer lang und bis zu 46 Meter breit ist. Sie ist mit den schönsten Monumentalbauten besetzt und von zwei großen Plätzen, dem Oktogonplatz und dem Rondeau, unterbrochen. Von den zahlreichen anderen Plätzen sei hier nur noch der Schwurplatz erwähnt, auf dem Kaiser Franz Joseph im Jahre 1867 nach seiner Krönung zum König von Ungarn unter freiem Himmel den vorgeschriebenen Eid leistete.

Auch an bemerkenswerten öffentlichen Denkmälern ist Budapest nicht arm. Der Magyar ist nicht undankbar gegen seine verdienten Landsleute, und was nur immer sich als Soldat, Staatsmann, Freiheitsheld, Künstler oder Dichter einen Namen gemacht hat, findet sich in den Straßen und auf den Plätzen der Hauptstadt in Erz oder in Marmor verewigt.

Eines der schönsten und eigenartigsten Monumente ist das Franz Deaks auf einem hohen Säulenpostament vom dunkelsten Rot und Grün des Porphyrs und Marmors. Es erhebt sich gleich dem Stephan Szechenyis auf dem Franz Josephs-Platz und gibt die schlichte Persönlichkeit des bedeutendsten Staatsmannes, den die ungarische Geschichte kennt, überaus treffend und charakteristisch wieder.

Daß Budapest nicht nur die Stadt des geschäftigsten Treibens, sondern vor allem auch die Stadt des heitersten, oft ausgelassensten Lebensgenusses ist, dürfte jedem fremden Besucher sehr bald auf die mannig-

fachste Weise zum Bewußtsein gebracht werden. Die Zahl der Vergnügungsstätten ist groß, und viele von ihnen, wie das im romanisch-maurischen Stil erbaute Redoutengebäude mit seinen großartigen Ball- und Konzertsälen und eine Anzahl verschwenderisch ausgestatteter Kaffeehäuser, liefern schon durch den Luxus, der von den Unternehmern auf ihre Herstellung verwendet werden konnte, den Beweis, daß es in der ungarischen Metropole nicht an glücklichen Leuten fehlt, die neben der Beschäftigung mit irgend einem Beruf und neben der jedem Magyaren gleichsam im Blute liegenden leidenschaftlichen Hingabe an die Politik auch noch Zeit und Mittel zu minder anstrengender und aufregender Betätigung haben.





Wieder allein.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.



(Nachdruck verboten.)

Uerehrte Hochzeitsgäste! Meine lieben Damen und Herren! Ich glaube, wir brauchen nicht lange nach Worten zu suchen, um unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Wir können alle die warmen, begeisterten Glückwünsche, die sich auf unsere Lippen drängen wollen, in den einen Satz zusammenfassen: Möge die junge Ehe, die heute geschlossen wurde, so glücklich werden, wie die Ehe der Brauteltern war und ist! Möge das junge Paar nach zwanzig Jahren in ebenso trauter Vereinigung, in ebenso inniger Seelenharmonie auf eine köstliche Zeit zurückblicken wie unser lieber, verehrter Herr Medizinalrat Euler und seine liebe, verehrte Frau Anna!"

Die Gäste an der großen, hufeisenförmigen Tafel, die schon eine Weile gelangweilt und bekümmert mit den Orangen- oder Mandelschalen auf ihrem Teller oder mit den Straußen von weißen Rosen und Flieder getändelt hatten, hoben aufatmend und mit freundlichem Lächeln die Gesichter empor. Der Tischredner hatte ja glücklicherweise die Schlußwendung rasch ge-

funden, man wußte, was er wollte, und stimmte freudig ein in das Hoch auf die Brauteltern und Gastgeber, die den Verwandtenkreis in dem reizend geschmückten Hotelssaal so glänzend bewirtet hatten.

Das junge Paar griff nach den Gläsern und erhob sich. Der weiße Schleier der Braut flatterte wie ein zartes Duftvölkchen um ihre schlanke, weiche Gestalt. Sie waren der Rede des Rektors kaum mit ihren Gedanken gefolgt. Der Bräutigam hatte schon Eisenbahnfieber und fürchtete, den Zug zu veräumen, in dem er mit seinem geliebten jungen Weib fortfahren durfte in die schöne sommerliche Welt; und die neunzehnjährige junge Frau dachte an den Abschied von den Eltern, an die heißersehnte und doch von Bangen erfüllte Zukunft, die sich vor ihr öffnete.

Mechanisch stießen sie mit ihren Gläsern an die Sektelsche, die man ihnen entgegenhielt, nickten lächelnd und riefen: „Prosit! — Prosit!“

Es war wie ein verworrener Traum, dieser heiße, nach Blumen duftende Saal, über dem nun ein feiner blauer Zigarrenrauch schwebte, alle die lachenden Stimmen, die Glückwünsche und Händedrucke; ein Rausch von Jubel und Freude und seliger Erregung, durch den nur ab und zu eine schmerzliche Ernüchterung zuckte, wenn die junge Frau über dem mit Myrten und Maiblumen gefüllten Blumenkorb vor ihrem Gedeck das blasse Gesicht ihrer Mutter sah, die sich so mühsam zum Lächeln zwang.

Aber niemand an der Tafel, auch die Tochter nicht, konnte ahnen, daß diese Schlußworte der Rede die beiden Gefeierten getroffen hatte wie ein Geißelhieb. Die Miene des Medizinalrates blieb ruhig und beherrscht. Er hatte an Krankenbetten gelernt, seine Gedanken zu verbergen und mit einem gütigen Blick

einem Sterbenden Hoffnung und Trost zu spenden. Er hörte denn auch gelassen mit an, wie man sein Glück pries, das doch so lange, lange schon tot war. Den bitteren Zug um seine Lippen verdeckte der große, schon etwas ergraute Bart, der seinem strenggeschnittenen Gesicht ein so würdiges Ansehen gab.

Die Mutter der Braut aber, eine für ihre Jahre noch jugendliche Erscheinung von schlankem Wuchs und weichen Zügen, hatte unwillkürlich eine Bewegung der Abwehr gemacht, als wäre ein frevelhafter Wunsch an ihr Ohr geklungen, als müßte sie die Hände ausstrecken, um ihr Kind zu schützen vor etwas Furchtbarem, das über dieses holde, myrtengeschmückte Haupt hereinbrechen sollte.

Sie wunderte sich, daß sie nicht hinausgeschrien hatte: „O Schweigen Sie! Nicht diesen Hohn! Nicht diesen Fluch über mein Kind!“

Aber auch sie hatte gelernt, eine liebenswürdige Heiterkeit zu heucheln, während ihr das Herz wund und weh war. Ihre Blässe, das traurige Zucken um ihre Lippen überraschte niemand. Man würde ihr auch Tränen, ein leidenschaftliches Aufschluchzen verziehen haben. Die schöne blonde Irene war ja ihr einziges Kind, und sie mußte die Tochter nun in die Ferne ziehen lassen. Ihr Schwiegersohn besaß am Rhein eine blühende Fabrik. Keine Aussicht bestand, daß er jemals dort wegziehen könnte, und da die Eltern in Dresden festsaßen, galt es, sich in eine schwere Trennung fügen.

Aber Frau Anna dachte in dem Augenblicke nicht an den Abschied. Mit heißer Angst, mit abergläubischer Furcht richteten sich ihre Blicke auf das warmglühende, zarte Gesicht unter dem weißen Schleiergewoge.

„Eine Ehe wie die unsere!“ stöhnte sie mit heimlichem Schauer und Entsetzen.

Doch nein — nein! So klar und klug und ernst schauten die jungen Augen zu ihr herüber, daß ihre Beklemmung schwand. Ihre Irene war so viel reifer, so viel überlegter und charakterfester, als sie selbst einst an ihrem Hochzeitstage gewesen war.

Ach sie — ein Kind, ein blindes, albernes Ding, das nichts vom Leben wußte, das sich nicht klar darüber war, was es tat, als es sich verheiratete.

Wohl der Tochter, daß sie nicht ganz der Mutter nachgeraten war, daß sie doch viel von dem ernstesten, ruhigen Wesen des Vaters geerbt hatte!

Als das elektrische Licht über den erhitzten Gesichtern der Hochzeitsgäste aufflammte, flüsterte der Bräutigam seiner Schwiegermutter zu: „Ich glaube, Mama, Irene sollte sich nun umkleiden. Unser Zug geht um neun Uhr.“ —

Während Frau Anna dann im Wagen saß, die Hand der Tochter in der ihren, hatte sie ein Gefühl, als würde ihr das Herz in Stücke gerissen. Nie stand es ihr mit solcher Klarheit vor Augen, was es heiße, ihr Kind herzugeben, das einzige, was sie auf der Welt besaß. Aber sie blieb tapfer. Sie glaubte an das Glück der Jungen. Warum ihnen das Herz schwer machen? Was lag an ihr und an ihrem verpfuschten Leben?

Sie nahm der Tochter daheim den Myrtenkranz von dem blonden Haupt und faltete den Schleier zusammen. Zum letzten Male ordnete sie liebevoll die dichten Zöpfe; sie dachte noch an ein paar vergessene Kleinigkeiten, ehe sie den neuen Korbkoffer zuschloß.

Erst als Irene in ihrem Reiseanzug vor ihr stand, erlaubte sie sich der Rührung Raum zu geben, die sie absichtlich mit allerlei praktischen Beschäftigungen fern zu halten gesucht. Tränenlos, aber mit einem Bittern, das ihren ganzen Körper erschütterte, schloß sie ihr schei-

denbes Kind in die Arme. „Ich kann dir nur einen Rat mitgeben, mein Liebling,“ sagte sie, ihre Bewegung gewaltjam niederkämpfend: „Sei streng gegen dich selbst! Und wenn ihr eines Tages nicht so einig seid wie heute, so sprecht euch aus! Nur kein Schmallen und Trozen, kein stummes Nebeneinanderhinleben ohne Veröhnung, bei dem ein feindseliger Groll zurückbleibt! Glaub mir, Irene, die Ehe ist ernst, und es schlummern viele Gefahren in ihr, auch ohne äußere Schicksals-schläge! Es hilft nichts über sie hinweg als warmes Vertrauen zueinander, als treue Kameradschaft! Werde glücklich, mein Kind!“

Der Zug mit den Hochzeitsreisenden war fortgebraust in die Sommernacht. Die Verwandten, die an die Bahn gekommen waren, hatten den Eltern noch einmal die Hand geschüttelt.

Der Medizinalrat fuhr mit seiner Frau im offenen Wagen in die Stadt zurück. Er mußte noch nach einigen Schwerkranken sehen. Sie stieg allein an ihrem Hause aus. In einer Stunde wollte er heimkommen.

In dem Eßzimmer unter der Hängelampe wurde der Tisch gedeckt.

„Ich habe gar keine Eßlust nach dem langen Mahle. Bringen Sie mir nur etwas Obst, Kathrine,“ sagte Frau Euler, die sich müde in dem Stuhl am Fenster niedergelassen hatte.

Aber ihr Blick fiel auf die zwei Gedecke, die auf dem Tische standen, und in diesem Momente erfasste sie erst, wie entsetzlich es war, daß sie beide sich nun so einsam gegenüber sitzen sollten. Allein — zum ersten Male allein seit langen Jahren! Aber nun immer allein!

Sie hatte ein solches Zusammensein mit ihrem

Gatten stets zu vermeiden gewußt. Sie ging mit Irene ins Theater, sie begleitete sie in Gesellschaft, sie lud sich Bekannte ein, wenn das junge Mädchen einmal allein ausgebeten war. Aber nun! Nun blieb ja fortwährend, in alle Zukunft diese herzbekeemmende Leere und Kälte um sie beide!

Vor der Tochter hatten sie zehn Jahre lang eine Komödie gespielt, die Lüge der glücklichen Ehe aufrecht erhalten — so geschickt, so glaubwürdig, daß wohl niemand von der Hochzeitsgesellschaft die gräßliche Ironie herausgeföhlt, die in der Rede des Rektors gelegen hatte. Wie sollte das nun werden zwischen ihnen ohne das liebe junge Geschöpf, das allein ihrem Leben Halt und Zweck gegeben, das die innerlich so tief entfremdeten Eltern immer wieder vereinte in der gemeinsamen Liebe für das Kind?

Sollte nun erst ihre wahre Buße beginnen? Nun erst die schwere Strafe kommen für ihre Schuld?

Ja — ihre Schuld?

Sie hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und beugte das Haupt wie unter der Last einer Erinnerung, die sie nicht abzuschütteln vermochte.

Es half kein Leugnen: sie hatte ihren Gatten so tief und schwer gekränkt, daß er ihr nie, nie verzeihen konnte. Nur daß sie die Stimmung jener Zeit nicht mehr begriff, das Verständnis für ihr damaliges Ich vollständig verloren hatte.

Wie erschreckend, daß in einem Menschen zwei Naturen schlummern, daß er selbst die Grenzen seines Wesens nicht kennt, nicht weiß, was unter anderen Lebensbedingungen, in einer anderen Umgebung aus ihm hätte werden können!

Wenn sie an ihre Kindheit, an ihre Jugend zurückdachte, so mußte sie sich sagen, daß sie viel zu wenig

zärtliche Liebe, zu wenig Fröhlichkeit genossen hatte; daß das Heim, in dem sie heranwuchs, ein recht trübseliges gewesen war.

Ihre erste Erinnerung knüpfte sich an den Tod der Mutter, an Tränen und Trauer im Hause, an schwarze Kleider, die man ihr anzog, an einen düsteren, mit Blumen bedeckten Wagen, dem alle weinend nachblickten. Sie war noch viel zu klein und dumm gewesen, um den Schmerz um eine Verstorbene zu begreifen.

Später hatte sie dann einmal ein Gespräch zweier Damen belauscht, die vor dem Porträt ihrer Mutter miteinander flüsterten, ohne auf das kleine Mädchen zu achten.

„Ach, wissen Sie — hübsch war sie ja, die junge Frau Bode. Aber sie paßte gar nicht zu ihm. Sie war eine lustige Wienerin.“

„Was Sie sagen!“

„Ja, ein übermütiges Ding, voll Lebenslust, immer mutwillig, als ginge es zum Tanze. Und er, ein so stiller, verschlossener Mann.“

Seitdem hatte Anna Sehnsucht nach der Mutter gehabt, die immer trällerte und tanzte. Vor dem Vater konnte sie eine gewisse Scheu nicht überwinden. Sie wußte, daß er müde aus der Klinik von den Kranken heimkam und dann Ruhe haben wollte. Der Karbolgeruch, der seinen Kleidern anhaftete, flößte ihr ein dumpfes Grauen ein.

Mit zehn Jahren kam sie dann in ein Institut, und wenn sie hier auch unter lachlustigen Kindern lebte, so ward die rechte Fröhlichkeit doch beständig niedergehalten von der Furcht vor der strengen Vorsteherin, die den Mädchen einen unbändigen Schrecken einzujagen wußte und mit der Androhung demütigender Strafen jede mutwillige Regung erstickte.

Raum hatte sie das Institut verlassen, war sie schon verlobt. Mit siebzehn Jahren. Sie empfand einen kindischen Stolz darüber, daß sie als erste unter den Freundinnen die vielsagende, goldgeränderte Karte ausschicken durfte, und es machte ihr auch einen tiefen, feierlichen Eindruck, daß der Assistenzarzt ihres Vaters, der gescheite ernste Mann, sich so rasch in sie verliebt hatte. Jetzt mußte sie lächeln, wenn sie dachte, wie alt und würdig ihr Paul damals vorgekommen war. Und er war doch ein junger Mann von kaum dreißig Jahren! Aber sie hatte ihn zum ersten Male in der Klinik gesehen, wohin sie dem Vater eine Depesche brachte. Die traurige Umgebung, die Karbolatmosphäre, in der er ihr gegenübertrat, bleich und abge-spannt, im weißen Überwurf des Operateurs, machte ihr bei dieser ersten Begegnung einen unverwischbaren Eindruck. Für sie war er der ernste Genosse des Vaters, zu dem sie mit Ehrfurcht und scheuer Zurückhaltung emporblickte. Der Abstand der Jahre war eigentlich immer fühlbar geblieben zwischen ihnen. Sie hatte ja von Tag zu Tag mehr erkannt, daß ihr Gatte ein edler, gütiger, vornehmer Mensch sei, aber zu einer rechten seelischen Vertraulichkeit war es nie zwischen ihnen gekommen. Kaum waren sie in ihre hübsche Wohnung in Dresden eingezogen, so traf ihren Vater ein Schlaganfall, der eine teilweise Lähmung zur Folge hatte. Verdüstert und pflegebedürftig lebte er bei der Tochter, so daß auch über ihrem neuen Heim ein beständiger Ernst haftete, der alles frohe Lachen dämpfte.

Jetzt, in ihren reifen Jahren, schien es ihr freilich, als wäre ihr trotzdem in jener Zeit ein großes, stilles Glück beschieden gewesen. Aber sie war zu jung, zu kindisch, um friedliches Behagen, die gleichmäßige Ruhe ihrer sorglosen Existenz zu würdigen. Es kränkte sie,

daß ihr Gatte, wenn er Abends nach Hause kam, nach der Zeitung griff und stumm, in das Blatt vertieft, an ihrer Seite saß. Er war abgespannt nach einem anstrengenden Tag; sie aber hatte sich oft ein wenig gelangweilt und wollte nun liebe Worte von ihm hören, verlangte, daß er ihr den Hof mache. Da er es nicht tat, sagte sie sich mit tiefer Enttäuschung, daß sie ihrem Gatten schon nach den wenigen Jahren der Ehe vollständig gleichgültig geworden sei; auch sie ward nun verschlossen, trotzig, ablehnend, und als Irene in die Schule kam, erschien sie sich schon als uralte Frau, für die alles Schöne und Freudige im Leben vorüber sei, und die nun langsam dahinwelken würde, ohne so recht gelebt zu haben.

Ach, wenn es doch bei dieser entsagungsvollen Stimmung geblieben wäre!

Bald nach dem Tode ihres Vaters brachte die Kleine die Masern aus der Schule heim, und die Mutter erbt die Krankheit und ward so viel heftiger ergriffen als das Kind, daß sie sich während des ganzen Winters nicht von dem schweren Fieber erholen konnte.

Ihr Gatte bestand darauf, daß sie beim Beginn der Schulferien sofort ins Gebirge reisen müsse. Er selbst konnte sie nicht begleiten, denn er war mittlerweile ein sehr gesuchter Arzt geworden, und ein paar ernste Fälle erheischten seine ständige Anwesenheit.

Zufällig traf es sich nun, daß Verwandte ihrer Mutter, eine Wiener Familie Hallmann, mit der sie noch ab und zu Briefe wechselte, den Sommer in Oberbayern am Tegernsee zubringen wollten, so daß sie dort freundlichen Anschluß finden konnte.

Gleich in den ersten Tagen erwachte ihr da draußen in den Bergen, an dem hübschen See, in der köstlichen Luft ein ganz toller Übermut. Vielleicht regte sich

unter den Wienern in der süddeutschen Umgebung die von ihrer Mutter ererbte Lebenslust, der sie nie so recht hatte die Zügel schießen lassen dürfen. Sie war ja nie unter so harmlos lustigen, lachenden Menschen gewesen wie ihre Verwandten. Und zum ersten Male in ihrem Leben sagte man ihr auch, daß sie eine hübsche, reizvolle Frau sei. Ihr Better Hallmann, ein behäbiger Wiener Ingenieur, dem man es ansah, daß er gern gut aß und trank, machte ihr die fröhlichsten Komplimente; sein achtzehnjähriger Sohn überbot sich an Aufmerksamkeiten für die junge „Tante“, und die ganze lustige Gesellschaft, die sich um die frohlaunige Wiener Familie sammelte, freute sich über die anmutige Erscheinung, die neben Frau Hallmanns allzu üppiger Breite aufgetaucht war, und verwöhnte sie mit Artigkeiten und lebenswürdigen Worten.

Sie, die sich schon so uralt erschienen war, war mit einem Male eine gefeierte Frau!

Am eifrigsten drängte sich der Maler Steindorf in ihre Nähe.

Ein hübscher, großer Mann mit einem roten Vollbart, der in der Jägertracht, die er auf dem Lande trug, mit den kurzen Beinkleidern, dem flotten grünen Hut, ja sogar in dem faltigen Wettermantel famos ausah.

Er hatte einen bezaubernden Humor. Für Anna war es etwas ganz Neues, daß ein gescheiter Mann, der auch über ernste Dinge Bescheid wußte, ja der durch sein sicheres Auftreten, seine guten Manieren einen sehr weltgewandten, stolzen Eindruck machte, zugleich so unwiderstehlich komisch, so ausgelassen vergnügt sein konnte. Sie fand auch kein Arg in seiner lebhaften Annäherung, weil er allem eine so scherzhafte Wendung zu geben wußte, und sie wäre sich wie eine prüde

Spaßverderberin erschienen, wenn sie seiner drolligen Art gegenüber eine abweisende, strenge Miene gezeigt hätte.

Anna kannte sich selbst kaum wieder. Sie, die sonst in einer fast klösterlichen Zurückgezogenheit gelebt hatte, schwamm nun in einem förmlichen Strudel von Vergnügen. Seefahrten, Spaziergänge in wonniger Morgenkühle oder in lauer Mondnacht, bald ein lustiges Frühstück im „Bräustübl“, dann wieder eine Fahrt im geschmückten Leiterwagen, ein Abschieds- oder ein Willkommensfest mit Musik und Bowle: es war immer etwas los in dem Kreis der genußfreudigen Osterreicher. Und immer war Eugen Steindorf der Führer der mutwilligen Gesellschaft und ließ sie mit seinen köstlichen Einfällen nicht zum ruhigen Nachdenken kommen.

Sie nahm ihre Kleine, die in der ländlichen Freiheit recht verwilderte, mit, so oft es ging. Irene blieb freilich auch häufig genug der Dienerin überlassen, die zum Glück eine brave, zuverlässige Person war. Wenn das Kind, müde von Lust und Spiel, längst schlief in der Hut der treuen Barbara, dann tanzte die Mama noch bis nach Mitternacht bei den Klängen der ländlichen Blechmusik.

Sie schrieb ihrem Mann ganz offen, wie gut sie sich unterhalte und wie gesund und frisch sie wieder sei. Es lag nicht in ihrem Charakter, ihre Stimmung zu verheimlichen, und wenn auch zuweilen eine dumpfe Angst in ihr aufstieg, als wäre sie in diesen letzten Wochen ihrem Gatten immer ferner gerückt, in eine unheilbare Entfremdung, so erhob ihr Gewissen doch noch keine Anklage.

Sie war jung. Hatte sie nicht ein gutes Recht, einmal fröhlich zu sein?

Aber dann kam jener schöne, tolle Tag in der Falepp. Man war schon am frühen Morgen in zwei Wagen fortgefahren, manchmal, wenn der Weg anstieg, auch ein Stück weit zu Fuß gelaufen, und das Wandern in der herrlichen Luft schien noch köstlicher als das Sitzen im bequemen Landauer.

In der Falepp wurde an diesem Marienfeiertage ein bäuerliches Tanzfest abgehalten, zu dem sich von allen Seiten das junge Landvolk, auch die Sennerinnen von den Almten, die Jäger und die Holzknechte, kurz alles, was tanzlustige Beine hatte, einfand.

Anna hatte nie etwas Originelleres gesehen als das Wirtsgärtchen neben dem einsamen Forsthaufe in dem weltentlegenen, rings von hohen grünen Bergen umschlossenen Tal, in dem es nun wimmelte von lachenden Gesichtern, von frischen, kraftvollen Gestalten. Die Mädchen mit den bunten Tüchern, den hellen Schürzen, den Silberketten am Nieder und der Goldschnur auf dem blumengeschmückten spizen grünen Hut! Die Burschen in ihrer kleidsamen Tracht, mit den kurzen Hosen, den nackten Knien und den schneeweißen Hemdärmeln, mit dem Adlerflaum auf dem keck übers Ohr gesetzten grünen Filzhut! Das gab ein so lustiges, farbenjattes, flottes Bild in der grünen Umgebung, unter dem herrlichen blauen Himmel, in der köstlichen Waldabgeschlossenheit. Der Tanzplatz war im Freien aufgeschlagen, im Freien spielte die Musik. Die Tänzer aus den verschiedenen Ortschaften durften der Reihe nach antreten, nachdem sie zuerst dem einsammelnden Musikanten ihr Scherflein entrichtet, und es wurde vorher laut ausgerufen: „Die Miesbacher — die Gmundner — die Kreuther — die Tegernseer“ und so weiter, ehe die Paare sich Hand in Hand zu einem neuen Ländler anstellten.

In dem behaglichen Wiegen und Drehen im Sechschritttakt, in dem Übermut, mit dem die Burschen beim „Schuhplattln“ herumsprangen, sich auf die Knie patzten, einen Purzelbaum schlugen und dann mit feck erhobnem Kopf die Tänzerin wieder haschten, die sich einstweilen mit fliegenden Röcken im Kreise herumgedreht, kam eine glühende Festfreude, eine Fülle naiver Lebenslust zum Ausdruck, die auf die junge Frau ansteckend, mitfortreißend wirkte. Diese ursprüngliche Lustbarkeit hatte für sie den Reiz des Absonderlichen, des Ungewöhnlichen. Sie empfand ein kindisches Vergnügen, als die Herren ihrer Gesellschaft mit den „Festordnern“ und mit den Musikanten unterhandelten und die Erlaubnis erhielten, sich den Tegernseern anzureihen.

Nie in ihrem Leben hatte sie das Tanzen so entzückend gefunden, so mit wirklicher Begeisterung genossen. Alle diese fremden, lustigen Gesichter um sie her! Die herrliche Vergnügen, die um die heißen Wangen wehte! Das Bachrauschen, das zuweilen ganz laut zwischen die drollige Musik hineinflang, das Flüstern in den hohen Waldbäumen hinter dem Forsthaufe!

Steindorf ließ Annas Arm nicht mehr los. Er, er ganz allein wollte mit ihr tanzen. Und so gut wußte er zu führen, daß kein Stoß der nagelbeslagenen Bauernschuhe ihre zarten Füße traf, daß der Walzer förmlich ein Schweben, ein Fliegen war. Die Sonne brannte immer heißer herab, die Stimmung wurde lauter, wilder.

Nun umfaßte sein Arm sie mit einem leidenschaftlichen Ungestüm. Mit heißen Augen preßte er sie an sich und murmelte: „Ich würde es nicht müde werden und wenn wir so fortanzten bis in die Nacht hinein.“ Seine Stimme bebte so feltjam.

Sie warf einen Blick nach dem Tisch, an dem die Freunde gefessen, und erschrak, daß sie so allein war mit ihm unter den lärmenden Menschen. Die kleine Gesellschaft hatte sich in den Waldschatten geflüchtet. Man winkte ihnen von dem Hügel herab zu.

Sie schritt hastig voran. Aber als nun die hohen Tannen ein kühles Dämmerlicht um sie breiteten, da wollte er sie umfassen wie vorher beim Tanze, und seine Augen glühten in die ihren.

Sie wich zurück, beleidigt, entrüstet. „Herr Steindorf, es scheint Zeit, daß wir aufbrechen,“ sagte sie in stolzer Abwehr. Aber auch ihre Stimme klang gepreßt, und ihr Herz klopfte so wild, so heftig, als hätte sie ringen müssen gegen diesen Arm, der sie nun umschließen wollte.

„Nein, nein! Wir wollen nicht fort, noch nicht — ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie dürfen nicht so streng mit mir ins Gericht gehen! Sie müssen ja sehen, Sie müssen ja fühlen, daß ich den Verstand verloren habe, daß ich toll bin, ganz toll!“

Nun war kein Lachen mehr auf seinen Lippen. Sein Gesicht schien ganz bleich, von dem roten Bart wie von Flammen umlodert, und seine Augen hatten ein düsteres Feuer.

Sie hätte gehen müssen nach diesen Worten, heimfahren mit irgendwem, nur nicht mit ihm, ihren Koffer packen und fortreisen mit ihrem Kind am selben Abende noch. Das wäre klug und richtig gewesen.

Daß sie blieb, in der Nähe eines Mannes blieb, der sie liebte, der es ihr gesagt, ihr, der Frau eines anderen, das war der erste Schritt, das war der Anfang ihrer Schuld.

Sie hielt sich wohl fern von ihm in den nächsten Stunden. Sie tanzte nicht mehr, setzte sich neben

Frau Hallmann und ließ sich von ihr über die Vorzüge der Wiener Küche belehren. Aber sie hörte nur wie in weiter Ferne etwas von Kräutersoßen, von Fleischhachés und Tomaten an ihr Ohr klingen. Sie konnte nicht hindern, daß die leidenschaftlichen Augen des Malers auf ihr ruhten und eine wilde Erregung in ihr aufwühlten. In diesem Schweigen, das sie ihm auferlegte, in dieser Zurückhaltung, zu der sie ihn zwang, wuchs förmlich seine Macht über sie. Ihr altes Lachen würde sie befreit haben. Vielleicht hätte sie in ihrem gewohnten scherzenden Ton mit ihm das beklemmende Gefühl abschütteln können, das ihr nun das Blut nach dem Herzen jagte, wenn sie diesem Blick begegnete aus dem blassen Gesicht mit dem feuerfarbenen Bart.

Er saß ihr dann im Wagen gegenüber, als man durch die Sternennacht heimfuhr, und da er, der Lebhafteste, der sonst alle unterhielt, ausnahmsweise verstummt war, lag's wie ein Alp auch auf den anderen.

Diese Stille, diese schwüle Dämmerung, diese Nähe in der warmen Sommernacht, in der manchmal ein fallender Stern über den leuchtenden Himmel hinschoß — es war wie Gift für ihre arme, von dem tollen Tag verwirrte Seele.

Als sie nach Hause kam, war sie zu müde, um noch zu denken. Am anderen Morgen aber, nach einem tiefen, festen Schlaf, lächelte sie mit sorglosem Leichtsinne über die Gefahr, die ihr gestern so drohend erschienen war.

War's Berechnung oder der Ausdruck seiner Stimmung? Steindorf ließ sich an diesem Morgen nicht blicken. Er kam nicht zum Frühstück, das man gemeinsam in dem Gärtchen des Postwirthshauses einzunehmen pflegte. Er erschien auch nicht beim Mittagessen. Der feinste Kenner eines Frauenherzens hätte

kein unfehlbareres Mittel zu ersinnen vermocht, um ihr eine bange Unruhe zu erwecken, die der Sehnsucht täuschend ähnlich sah. In seiner Nähe hätte sie nur an strenge Abweisung gedacht. In seiner Nähe wäre sie kühl und zurückhaltend gewesen. Nun aber quälte sie die Ungewißheit: wohin war er geflohen? Würde er zurückkehren, und wie mußte sich das Wiedersehen zwischen ihnen gestalten? Sie fürchtete sich davor und schaute doch unwillkürlich immer wieder hinaus auf die Dorfstraße, ob denn keine hohe Gestalt heranschritt, sie schaute auf den See, ob kein Schiff sich näherte. Die oft wiederholte Frage der Verwandten: „Wo bleibt denn heute nur der Steindorf?“ jagte ihr eine heiße Röthe in die Wangen.

Am Nachmittag fuhr man im Rahn an das gegenüberliegende Ufer, in den Wald, in dem Bänke und Tische in tiefem Tannenschatten standen, ohne Einfriedigung und Verkünstelung — die richtige Waldschenke. Die kleine Gesellschaft schlenderte auf dem Moosgrund umher, Frenchen hatte Gespielinnen gefunden, mit denen sie unter der Aufsicht ihrer Barbara Erdbeeren sammelte.

In einer tiefen Sehnsucht nach Einsamkeit hatte sich Anna auf einen Baumstamm am Ufer niedergelassen; sie schaute hinaus auf die Wellen, die durch die überhängenden Zweige einer Buche bligten.

Da stand plötzlich Eugen Steindorf vor ihr.

„Woher kommen Sie?“ rief sie unwillkürlich in ihrem ersten heißen Erschrecken. Aber sie hatte doch ein Gefühl der Freude, daß er wieder da war.

„Weiß ich es denn, woher ich komme?“ sagte er und riß den Hut vom Kopf. „Ich bin kreuz und quer gelaufen. Mitten in der Nacht bin ich weg, weil ich nicht schlafen konnte, weil ich mich müde machen wollte.“

Unterliegen wollte ich meine Tollheit, gnädige Frau. Ich glaube, da oben auf dem Berg war ich und dann wieder herunter und rings um den See. Und als ich mich dann, halbtot von dem wahnsinnigen Herumrennen, auf mein Sofa geworfen hatte, da sah ich draußen auf dem Wasser den Kahn, in dem Sie weggefahren waren. Fort war alle Ruhe! Da bin ich denn! — Gott sei Dank, Sie sind allein! Ich kann mich ja nicht mehr beherrschen vor den anderen.“

Er hatte sich vor sie hingeworfen auf den Waldboden. Er suchte nach ihren Händen und drückte seine Augen darauf, seine Lippen. Wie er so vor ihr lag, wie sie seinen heißen Mund auf ihren Fingern fühlte, da kam die furchtbare Erkenntnis über sie, daß auch sie von dem Feuer ergriffen war, das in ihm raste.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, um ihre Stimmung vor ihm zu verbergen, um mit ruhiger Vernunft zu mahnen: „Ich bitte Sie, Herr Steindorf, stehen Sie doch auf! Sie vergessen, wer ich bin! Eine verheiratete Frau, eine Mutter, die Gattin eines anderen!“

„Nein, nein! Ich vergesse nichts, Anna! Aber ich weiß nur eines: daß ich ein Narr werde aus Sehnsucht nach Ihnen. Ehen können gelöst werden. Es gibt keine unüberwindlichen Hindernisse, wenn zwei Menschen vom gleichen Sturm erfaßt sind. Beide! Hören Sie, Anna! Wenn beide erfaßt sind! Dann müssen sie zusammen kommen und wenn sie alles vernichten sollen, was vorher gewesen, und wenn sie daran zu Grunde gehen! Sagen Sie mir, daß Sie dem Frevler, der Sie aus Ihrem Leben fortreißen will, ganz ruhig und verständig gegenüberstehen, daß Sie ihn verurteilen mit kaltem Herzen — dann freilich! Aber wenn du dich sehnst nach mir wie ich nach dir, Anna —“

Sie war aufgesprungen. Sie floh vor ihm durch den Wald zu den anderen. Sie hatte ja nicht die ruhige Stärke mehr, die ihn überzeugt, ihn ernüchtert hätte. Wie ein Schleier lag's über ihrer Stirne, und es war ihr zu Mute, als erlebte sie diese erregten Momente nicht in wahrer Wirklichkeit, als wäre es nur ein Traum, daß sie mit raschen Schritten zwischen den Tannen dahineilte, hinter ihr ein von Leidenschaft glühender Mann, der ihr rasch atmend die Hand auf den Arm legte.

„Glaube doch nicht, daß es dir etwas hilft, vor mir zu fliehen — nun da ich weiß, daß du dir selber entfliehen möchtest! Und wenn du gingest bis an das Ende der Welt, ich erreiche dich dennoch!“

Schweigend, mit bleichen Gesichtern und heißen Augen gingen sie nebeneinander, da sie Stimmen hörten, Frau Hallmanns rotes Kleid durch die Zweige schimmern sahen.

Aber plötzlich klang Frenchens Kinderruf durch den Wald: „Mama — Mama, der Papa kommt — der Papa!“

Anna mußte sich an einen Baum lehnen. Sie stand wie entgeistert, als hätte sie die Donner des Gerichts vernommen. Vom Ufer her schritt ihr Gatte auf sie zu mit der Kleinen an der Hand. Gerade jetzt! Es lag etwas so Beklemmendes, Erschreckendes in dieser seltsamen Fügung, eine unheimliche Verwicklung, eine drohende Tragik.

Jetzt, nach langen Jahren, sagte sie sich freilich: ihr Gatte war zur rechten Zeit gekommen. Aber in jener Stunde schien seine plötzliche Ankunft ihr wie ein Überfall, wie ein grausamer Weckruf. Es war ihr, als habe sie wochenlang im heiteren, lachenden Süden gelebt unter heißer Sonne und sollte nun wieder fort in den

frostigen Norden, in das kalte Grau. Sie war zu tief in ihren Taumel verstrickt; sie konnte nicht so jählings erwachen.

Der Maler an ihrer Seite aber lehnte an einem Baum, blaß, wie zerschmettert von der unerwarteten Botschaft. Es mußte ihr die Seele aufwühlen, daß dieser lebensfrohe Mensch, dessen Heiterkeit so unerschütterlich schien, daß der stolze Mann mit dem hochgetragenen Haupt fassungslos vor sich hin starrte, in einer Verzweiflung, daß er aufstöhnte in schmerzlicher Qual — um ihretwillen!

Euler hatte eine vornehme Kranke nach Bad Kreuth gebracht; da er nicht wußte, ob ihn nicht ein Telegramm sofort wieder nach Dresden zurückrufen würde, hatte er seine Frau nicht vorher benachrichtigen wollen. Nun kam er, ohne Arg und Mißtrauen, mit der besten Absicht, sich ein paar Erholungstage zu vergönnen. Aber schon der Empfang durch Barbara, die strickend am Ufer saß und mit der süßsauren Miene einer alten Kinderfrau bemerkte: „Es ist recht gut, wenn der gnädige Herr hier einmal nachschauen!“ verstimmt ihn. Die kleine Irene plauderte dann in ihrer Einfalt allerlei Unfluges, was dem Vater nicht gefallen konnte: „Mama geht gewiß mit Herrn Steindorf im Wald spazieren. O, Herr Steindorf ist so lustig! Mama hat sich einmal als Bäuerin angezogen, das war komisch! Dort geht sie, komm nur mit, Papa!“

Er sah Annas helles Kleid durch die Zweige schimmern. Er sah neben ihr eine hohe Gestalt, man merkte an den Bewegungen der beiden, daß sie erregt dahinfliehen, planlos, wie in der Irre.

Unwillkürlich ging der Doktor rascher. Seine Frau kam ihm nicht entgegengeläufen. Nur ein paar Schritte trat sie auf ihn zu, als er ganz nahe war, gab ihm

die Hand und stellte mit erregter Hast ihren Begleiter vor.

Sie war keine so gewandte Weltbame, daß sie ihr Gesicht völlig zu beherrschen vermocht hätte. Sie vermied es, ihren Mann anzusehen, und brachte kein Wort der Freude über seine Ankunft über die Lippen.

„Warum schreibst du nicht, Paul? Wir hätten dich dann doch in Tegernsee erwarten können!“ sagte sie mit vorwurfsvoller Ungeduld.

„Ich wollte euch überraschen,“ erwiderte er trocken. Es klang ganz deutlich aus seiner Antwort heraus, daß er sich enttäuscht fühlte.

Er schaute forschend auf seine Frau. Wie verändert sie war! Statt des glatten Scheitels, der ihm immer so gut gefallen, hatte sie das Haar nun emporgekämmt, lose aufgebauscht, flatternde kurze Löckchen an den Schläfen. Sie trug auch eine Art Herrenhütchen, das ihr etwas Keckes, Unternehmendes gab, und ihre Augen hatten einen heißen Glanz, ihre Bewegungen waren rascher, unruhiger.

„Ich habe mein Boot, in dem ich kam, warten lassen,“ bemerkte Euler nach einer nicht besonders herzlichen Begrüßung mit Annas Verwandten. „Ich hörte, daß ihr hier seid, aber nun möchte ich es doch nicht länger hinauschieben, mir eine Unterkunft zu besorgen. In der ‚Post‘ ist kein Platz mehr für mich.“

Der See war so blau und glatt, als sie zurückfuhren. Ihre Gestalten spiegelten sich in der stillen Fläche. Mann, Frau und Kind, die treue Dienerin! Es mußte ein idyllisches Bild vom Ufer aus geben in der Abendsonne, die einen Glorienschein um sie wob.

O dieses gleißende Goldlicht! O dieser täuschende Friede! Wie ein Hohn, wie ein Hohn war's auf die Stürme dieser Nacht!

Als sie drüben angekommen waren, schickte Euler die Dienerin und das Kind mit irgend einem Auftrag weg. Er folgte seiner Frau in ihr Zimmer und schloß die Thür.

Dann nahm er ihre Hand und sah sie fest an. „Was ist mit dir, Anna? Du verbirgst es ja kaum, wie un-gelegen ich dir kam!“

Sie wollte nicht lügen. Sie schwieg.

„Du hast dich sehr verändert in diesen Wochen,“ fuhr er fort. „Diesen lecken Hut will ich nicht mehr an dir sehen.“

Er nahm ihn ihr vom Kopfe und warf ihn ärgerlich auf einen Stuhl.

„Ich bin fröhlich gewesen, einmal fröhlich in meinem Leben! Ich bin doch noch jung und habe wahrhaftig noch viel nachzuholen!“ trozte sie auf.

„Du weißt, daß ich dir keine Fröhlichkeit verkümmere. Du schreibst es mir ja, und ich freute mich. Aber du siehst nicht aus, als wärst du heiter und ruhig in deinem Gemüt. Deine Augen haben etwas so Fieberisches —“

„Ach, laß mich, Paul! Ich bitte dich, laß mich! Das ist ja wie ein Verhör!“

Sie wollte sich losmachen von seinen Händen, von seinem Blick.

Aber er faßte ihren Kopf und sagte hart: „Wer ist jener Mann mit dem roten Bart, den ich neben dir sah?“

„Ein Maler aus Wien, der Landschaftler Eugen Steindorf.“

„Das hörte ich bereits. Ich will wissen, was er dir ist. Du warst viel mit ihm zusammen, wie es scheint. Ihr saht beide sehr erregt aus bei eurem einsamen Spaziergang.“

Sie fühlte, wie die Röte in ihre Wangen stieg. Sie fühlte, daß sie nicht heucheln, nicht leugnen konnte.

„Er ist dir nicht gleichgültig!“ schrie ihr Gatte sie an.
 „Du liebst ihn!“

Und wenn sie sich ihr Todesurteil gesprochen hätte, sie mußte die Wahrheit sagen. Es drängte sich ihr auf die Lippen rückhaltlos: „Ja — ich glaube, ich liebe ihn!“

In seinen Augen funkelte eine Zornesflamme.
 „Treulose!“ knirschte er ihr ins Gesicht.

Sie hob das gesenkte Haupt in stolzer Entrüstung.
 „Nein — nein! Du hast kein Recht, das zu sagen! Ich war nicht treulos, und ich will dich nicht betrügen! Daß diese Leidenschaft mich erfaßt hat, ist's meine Schuld? Ich weiß es nicht. Ich bin ja selber noch ganz verwirrt und zerschlagen von dieser Erkenntnis. Erst heute bin ich mir klarer geworden. — Aber glaub mir, Paul, auch wenn du nicht gekommen wärst, ich sehe ganz klar, was auf dem Spiele steht! Wenn ich ihn liebe, dann vernichte ich meine ganze Vergangenheit, dann geht mein Leben in Trümmer — dann siehst du mich niemals wieder!“

Er faßte wieder ihren Arm, rauh, mit bebenden Händen. „Ich töte ihn, ehe das geschieht! Hörst du's, Weib!“

Wenn er doch mild und gütig zu ihr gewesen wäre in jener Stunde! Wenn er doch Erbarmen, Mitleid mit ihr gehabt hätte und Vernunft und Ruhe für sie beide! Er hätte wie ein Seelenarzt zu ihr sein, sie sanft in die Arme nehmen und ihr sagen müssen: „Du bist krank, Kind! Du bist nicht bei klaren Sinnen! Wir fahren heim, gleich jetzt — und das Fieber wird vergehen!“ Er war doch so viel klüger, erfahrener, reifer wie sie! Er hatte doch sonst so viel Geduld mit armen, im Fieberwahn rasenden Menschen! Aber in jener Stunde hatte auch er seine Ruhe und Gelassenheit oerloren. In jener Stunde beherrschte auch ihn die

leidenschaftliche Gewalt der Eifersucht. Nun sah sie es ja, sie sah's an seinem Zorn, daß er sie noch liebte.

Und diese Erkenntnis durchbebt sie tief und zerriß ihr das Herz mit Martern der Reue — schon damals, schon in jener unseligen Stunde. Aber zugleich reizte sein finsternes Gesicht sie zum Troß, sein harter Ton sie zum Widerstand. Er war so streng, so hoch über ihr, er war ihr so fern in seiner gerechten Erbitterung. Sie konnte sich nicht in seine Arme werfen, sie konnte keine Bitte um Verzeihung stammeln, sie konnte sich nicht zu ihm flüchten in ihrer ratlosen Angst.

O dieser Abend! Wie in heißen Sturmwellen ward sie hin und her geworfen zwischen der Leidenschaft zweier Männer. Sie, das schwache, kraftlose Geschöpf, das jeden Halt verloren hatte!

Ihr Gatte verließ sie nach seiner wilden Drohung. Sie hörte seinen Schritt auf der Treppe, dann auf der Straße. Mit den Händen vor dem Gesicht lag sie schluchzend in ihrer Sofaecke.

Ein Klopfen schreckte sie endlich auf.

Steindorf trat über die Schwelle.

„Wie können Sie hierher kommen! Um des Himmels willen! Sie sollen nicht — Sie dürfen nicht!“ rief sie in Verzweiflung.

„Ich wußte, daß Sie allein sind,“ sagte er tonlos. „Sie dürfen nicht mit mir rechten,“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Mag Ihr Mann mich totschießen — um so besser! Ich wundere mich, daß ich mir nicht den Kopf an einem Baum zerstiess, als er Ihren Arm nahm und Sie fortzog. Ich kann, ich will es ja nicht ertragen, daß Sie ihm gehören — ich kann nicht, Anna!“

Er warf sich auf das Sofa neben sie, drückte seinen Kopf auf ihre Schulter und schluchzte fassungslos. Es war so furchtbar, der Anblick dieses großen, gewaltigen

Mannes, der nun weinte wie ein Kind, daß sie verzweifelt die Hände rang.

„Aber ich bitte Sie! Beherrschen Sie sich doch! Haben Sie doch Mitleid mit mir! Glauben Sie, daß es mir leichter zu Mute wäre? Ich — ich bin doch die Schuldige, die ihr Herz besser hätte wahren müssen.“

„Aber du hast es nicht gewahrt — nicht wahr, Anna?“ rief er, sie wild umschlingend. „Du bist ja doch mein! Ich weiß es, ich fühle es! Du ahnst ja nicht, wie über alle Maßen glücklich wir sein könnten, wenn du nur willst! Du hast ja noch nicht geliebt, du hast noch nicht gelebt! Ich will dich lehren, was lieben, was leben heißt!“

Er hielt sie an sich gepreßt, an seine rasch atmende Brust, und stieß in wilder Erregung leidenschaftliche Worte hervor.

„Weißt du, was ich in dieser wahnsinnigen Fahrt über den See, in den Spuren eures Rahns — weißt du, was ich da beschlossen habe? Heute nacht warte ich auf dich da unten auf dem Wasser; du kommst, sobald du dich frei machen kannst. Und wenn es Mitternacht wird — ich warte! Wir rudern davon. Die Schifferleute sollen uns nur sehen, sie sollen am Morgen sagen, daß wir im Rahn hinaus sind. An einer einsamen Stelle springen wir rasch an das Land und eilen Hand in Hand dahin durch die stille Nacht, bis wir weit von hier, wo uns niemand kennt, die Bahn erreichen. Am nächsten Morgen treibt das Boot, das wir wieder hinausstoßen, herrenlos auf den Wellen umher. Man glaubt, wir hätten den Tod gefunden. Man sucht nach uns in den Tiefen des Tegernsees. Wir aber, wir fahren fort in die weite Welt. Ein anderes Leben in einem anderen Land, unter anderem Namen! Ein Leben im schönen blauen Süden!“

Er drängte seine heißen Augen in die ihren mit einem liebestollen Flehen.

„Unser Leben soll ein wonniger Rausch sein, ein Schwelgen in Glück! Wir haben ja nur dieses eine arme Leben! Nur diese kurze Spanne Zeit, die uns gehört! Und dann kommt der Tod, das Grab, die Vernichtung! Warum nicht genießen mit vollen Zügen, solange wir atmen? Warum entbehren und entsagen in diesen paar kargen Jahren, die uns vergönnt sind? Wie selig können wir sein, da doch das Wunder für uns geschah, daß wir beide auslodern in einer großen, mächtigen, glückverheißenden Leidenschaft!“

Es war etwas Sinnverwirrendes in seiner bebenden Stimme, in seiner wilden Aufregung, in seinem von Blut durchflamnten Gesicht. Bestriekt von dem Märchen, das er ihr vorzauberte, fortgerissen von seiner Begeisterung, nickte sie wie traumverloren: „Ich komme — ich komme! — Aber nun geh, um Gottes willen, geh!“

Sie drängte ihn fort. Er gab sie frei. Aber seine Augen hielten den Blick auf sie gerichtet, bis er die Tür hinter sich schloß.

„Ich warte, Anna! Ich warte!“ —

Auch als er sie verlassen hatte, blieb sie wie betäubt, wie durchglüht, von einem Wirbel ergriffen, von dem sie sich treiben ließ, ohne klaren Gedanken, wie umbraust von einem übermächtigen Sturmesrauschen. Verworrene Bilder tauchten vor ihr auf in leuchtender, abenteuerlicher Pracht: ihr altes Leben, ihr altes Ich wollte sie auslöschen und dann in einem anderen Land zu einem neuen Dasein erwachen, unter blauem, sonnigem Himmel, in glühender Farbenpracht. Nicht mehr das alte stille Geleise, in dem ein Tag nach dem anderen sich müde abspinnt, in dem sie so ergeben dahin-

welkte — nein, Jugend, Sonnenschein, Neues, Fremdes! Ein rascheres Dasein mit wildem Herzklopfen und Spannung und Erregung, ein wildes Ringen um das Glück!

Wie das lockte mit einem dämonischen Zauber — wie ihre Seele sich sehnte nach dem Nieerlebten, nach dem Wunderbaren!

Da klang von unten her ein helles Kinderlachen an ihr Ohr — und sie erwachte aus ihrem Dahinbrüten. Sie hob die Augen, sie strich sich über die Stirn, und ein wilder Schrecken faßte sie über ihren wahn sinnigen Traum. Das Kind, ihr Frenchen, das konnte sie ja nicht mitnehmen, wenn sie in die weite Welt fortstoh, denn für ihr Kind war ja kein Raum in jenem neuen Leben! Und ein Dasein, in dem das Kind fehlte, das faßte sie nicht mehr, dafür hatte sie jede Vorstellungskraft verloren.

Die Kleine kam herauf. Sie nahm sie auf den Schoß. Sie drückte ihre heißen Augen auf die feinen blonden Haare wie in einer stummen Bitte um Verzehrung, daß sie nur wenige Minuten lang so treulos fortgeirrt war. Sie preßte den kleinen Körper fest an sich und hielt die zarten Händchen an ihre bebenden Lippen, um ihr stürmendes Herz zu beruhigen, um hier in der holden Kindernähe Schutz zu finden vor den bösen Geistern, die sich um ihre Seele stritten. —

Als ihr Mann zurückkehrte, war seine Miene wieder ruhig und gelassen. „Ich habe zwei Zimmer für uns gemietet. Frenchen mag für heute hier bleiben. Sie ist bei Barbara ja trefflich aufgehoben. Aber ich will, daß du bei mir wohnst. Packe nur das Nötigste ein. Morgen werden wir ja sehen, wie wir uns weiter einrichten.“

Sie schlug die Augen mit einem drohenden Blick zu

ihm auf, als wollte sie sagen: Du weißt nicht, was du tust, wenn du mich von dem Kind trennst, von meinem Schutze! Aber sie wagte gerade seinem gemessenen, beherrschten Ton gegenüber keinen Widerspruch. In ihrer Verstörung war sie auch gar nicht fähig, irgend eine Ausrede zu ersinnen, um noch rasch zu den Verwandten eilen, an Steindorf eine unbemerkte Botschaft senden zu können. Mechanisch folgte sie ihrem Gatten.

Ein qualvoller Abend! In einem einsamen, schwülen Gastzimmer saßen sie an einem kleinen runden Tisch im Erker, ganz allein, ganz stumm. Ihr Gatte hatte eine Zeitung zur Hand genommen. Sie war mehrere Tage alt. Er tat auch nur so, als lese er.

Diese Stille, diese Trübseligkeit nach dem hellen Licht, nach dem frohen Lachen der letzten Wochen beengte ihr das Herz, als wäre sie eine Gefangene und der finstere Mann ihr gegenüber ihr Kerkermeister. Sie konnte nicht atmen in der eingesperzten Luft.

Endlich schob sie mit wilder Ungeduld den Stuhl zurück und sagte: „Was sollen wir hier sitzen und schweigen? — Gute Nacht!“

Er stand auf und folgte ihr.

Sein Zimmer lag neben dem ihren. Die Verbindungstür war geschlossen. Aber sie hörte ihn ruhelos auf und ab gehen, während sie am offenen Fenster saß und in die schwüle Sommernacht hinauschaute.

Es war so dunkel, so still. Kein Blatt regte sich. Kein Stern war am Himmel. Sie wußte, daß unten am Seeufer ein Mann ihrer harzte, der auf jeden Schritt lauschte, der alle Martern des Wartens durchlitt. Sie fand es unverantwortlich, daß sie ihm kein Wort hatte sagen lassen; es machte sie halb rasend, daß sie nun hier festsaß und ihm kein Zeichen geben konnte. Auch wenn sie ihr Tuch flattern ließ oder

ein Licht an das Fenster stellte, er würde es vom Ufer aus nicht sehen. Ihr Zimmer hatte keinen Ausblick auf den See.

Einmal war sie schon aufgesprungen, um zu ihm hinunterzueilen. Sie wollte ihm nur mit einem letzten traurigen Händedruck sagen: „Warte nicht! Für mich gibt es kein Glück ohne mein Kind, und wenn du mich lieb hast, so kreuze nie wieder meinen Weg!“ Aber eine zweifache Furcht hielt sie zurück. Wenn ihr Gatte ihre Schritte hörte! Wenn er ihr folgte! Wenn die beiden Männer sich in der einsamen Nacht gegenüberstünden — feindselig, drohend, in ihrer leidenschaftlichen Erregung! Sie sah das Zornfunkeln ihrer Augen, sie hörte ihr heftiges Atmen, den gepreßten Ton ihrer Stimmen, wie er vor kurzem an ihr Ohr geklungen war. — Nein, die beiden durften sich nicht begegnen! Aber auch vor einem einsamen Wiedersehen da unten in der unheimlich schwülen Luft, an dem dunklen See war ihr bange. Sie fürchtete sich vor seinem Blick, vor seiner Stimme, die sie seinem Willen unterwarf, vor dem Bann seiner Nähe.

So schlich sie wieder zurück an ihren Platz am Fenster mit einem Gefühl, als würde diese schreckliche Nacht niemals enden, als wären nicht Stunden, sondern Tage vergangen, seit sie hier saß in ihrer Herzensangst.

Nach Mitternacht erhob sich ein Gewittersturm.

Wie befreiend, erlösend war das! Sie konnte wieder atmen. Nun würde er wohl von den Wellen, die sie laut und lauter rauschen hörte, an das Ufer zurückgejagt werden. Nun harrete er ihrer nicht mehr.

Vorüber die Gefahr, vorüber der bange Druck, der ihr die Brust eingeengt hatte.

Sie sah mit leuchtenden Augen die Blitze über den

Garten hinzüngeln, sie sog den feuchten Hauch des Regens mit gierigen, brennenden Lippen ein. Es war ihr ein wilder Genuß, daß ihr die großen Tropfen in das Gesicht sprühten, der Wind ihr gelöstes Haar zauste und ihren heißen Körper kühlte. Das Fieber, in dem sie die letzten Tage verlebt, schwand; mit einer tiefen Ermüdung kam auch wieder Ruhe, Ernüchterung in ihr Denken.

Sie konnte sich nach den Schauern dieser letzten Stunden mit einer wehmütigen Sehnsucht an ihr altes friedvolles Leben zurückerinnern, in dem es keine wilden Leidenschaften gab, aber auch keine Reue; an ihre stillen Pflichten, an ihr behagliches Heim.

Als der Tag graute, schlief sie endlich, fest und traumlos.

Ein lautes Klopfen an der nächsten Thür weckte sie am Morgen.

„Herr Doktor — Herr Doktor! Man schickt nach Ihnen. Sie möchten gleich kommen. Ein Herr ist plötzlich schwerkrank worden!“ rief eine aufgeregte Frauenstimme.

Anna hob den müden, schmerzenden Kopf. Ihr Gatte schien schon wach zu sein. Er öffnete rasch. Sie konnte durch die Thür jedes Wort vernehmen.

„Warum schickt man nach mir? Es muß doch in Tegernsee ein Arzt sein. Ich bin nur auf der Durchreise hier und will heute wieder fort.“

„Unser Hausarzt hat in der Nacht auf einen Hof hinauf müssen, und die Frau Hallmann drüben in der Post hat gemeint, es wär' ein Glück, daß Sie grad' hier sind, und weil der Maler Steindorf doch ein guter Bekannter von Ihrer Frau ist —“

„Herr Steindorf ist der Kranke?“

Anna meinte einen seltsamen, bitteren Hohnlaut

zu hören. Sie selbst war aus dem Bett gesprungen und schlüpfte, von Grauen erfaßt, in ihre Kleider.

„Der Herr ist die ganze Nacht auf dem See gewesen. Wahrscheinlich hat er sich beim Rudern recht erhitzt, und dann ist doch das Wetter gekommen und ein eiskalter Wind. Sein Ruder ist ihm zerbrochen. Er hat sich einfach treiben lassen müssen. Ein Glück, daß das Boot nicht umgeschlagen ist. Aber tropfnaß ist er natürlich gewesen, und wie man ihn in der Früh gesehen hat, und die Leute ihn hereingeholt haben, ist er schon ganz sonderbar gewesen. Kein lautes Wort hat er reden können, und jetzt kriegt er keine Luft mehr.“

„Gehen Sie nur! Ich komme sofort. Bestellen Sie Eis in der Apotheke!“

Anna hatte gelauscht, bis die Botin fort war. Nun stürzte sie verzweifelt in das Zimmer ihres Gatten. In ihrem Morgenkleid, mit verwirrtem Haar, bleich und verstört stand sie vor ihm und brachte erst keinen Ton über die Lippen. Sie hob nur flehend die Hände.

„Geh nicht — du sollst nicht zu ihm gehen!“ stieß sie endlich fassungslös hervor.

„Warum nicht? Soll ich ihn hilflos liegen lassen?“ erwiderte er kalt.

„Nein — nein! Aber der Arzt wird ja kommen. Oder man soll nach einem anderen schicken. Nicht du — nicht du!“

Er trat vor sie hin. Es zuckte um seine Lippen. Ein tiefer, verhaltener Schmerz.

„Fürchtest du, daß er nicht sicher wäre in meinen Händen?“ Und als sie nickte, fügte er bitter hinzu: „Der Schrecken hat dir die Sinne verwirrt, Anna. Sonst würdest du doch wissen, daß ich an einem Kranken-

bette nur Arzt bin und ein bedrohtes Leben zu schützen und zu erhalten suche, solange das Herz noch klopft.“

Sie warf sich wie eine Verzweifelte vor ihm nieder. „Ja, ja, schütze und erhalte ihm sein Leben! Rette ihn — rette ihn, Paul! Ich will ihn ja nie mehr wiedersehen! Aber er soll nicht zu Grunde gehen um meinetwillen. Ich allein trüge die Schuld — ich wäre seine Mörderin! Er hat auf mich gewartet da unten auf dem See. Wir wollten zusammen fort. In einem tollen Augenblick hatte ich ihm das unselige Versprechen gegeben. Sobald ich allein war, sah ich ja ein, daß ich mich niemals losreißen könnte von meinem Kind.“

Sie begegnete seinem Blick, als sie die Worte hervorgestoßen hatte, und trotz ihrer wahnsinnigen Erregung erschrak sie über den Ausdruck seines Gesichts. Das war nicht mehr der wilde, besinnungslose Zorn, mit dem er ihr am letzten Tage finster und drohend gegenübergetreten war — es war ein schmerzliches Entsetzen, eine dumpfe Verzweiflung. Sie fühlte, daß sie ihm bitterlich weh getan, daß ihr von wirrer Angst erpreßtes Geständnis eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichtete, die nie wieder weichen würde.

Langsam stand sie auf, schauernd vor den Worten, die sie nun treffen mußten.

„Das Kind also hat dich zurückgehalten — nur das Kind!“ sagte er. „So, bitte, beherrsche dich auch um des Kindes willen und gib uns wenigstens nicht dem Gelächter der Welt preis! — Ich gehe nun und tue, was meine Pflicht von mir fordert.“ —

O die Martern, die unvergeßlichen Qualen jener Tage! Auf die Frage, die sie hervorstieß, als ihr Gatte zurückkehrte, hatte er nur mit einem Achselzucken geantwortet und dann erklärt: „Lungenentzündung. Es

ist vorläufig nicht zu entscheiden, welche Wendung die Krankheit nehmen wird.“

Er selbst übernahm die Behandlung; er, der schwer beleidigte Mann, blieb in Tegernsee und opferte sich für den Kranken, den er doch hassen mußte, der ihm das Bitterste angetan hatte! War es für ihn wirklich nur ein Krankheitsfall wie andere auch, oder nahm er die Schuld seiner Frau auf sich und kämpfte mit dem vollen Einsatz seines Wissens und seiner Erfahrung um dieses Leben, das sie durch ihren Leichtsinn in Gefahr gebracht?

Jedenfalls sammelte er feurige Kohlen auf ihr schuldiges Haupt und zeigte sich ihr in seiner ganzen Größe, in seiner ganzen edlen Pflichttreue, ihr, die kaum die Augen emporzuheben wagte, die nichts konnte, als ohnmächtig die Hände ringen.

Dreimal ging er täglich in das Bauernhäuschen, in das man den Kranken gebracht, da es in dem Gasthof zu lärmend gewesen war. Als der Zustand sich verschlimmerte, wachte er die ganze Nacht bei dem Fiebernden.

Und sie? Sie schlich im Dunkel an das Fenster, durch das ein matter Lichtschein fiel, und stand da zitternd vor Angst, wie zu Boden gedrückt von Selbstanklagen und Reue.

Ausgelöscht war der Übermut, der ihr in den letzten Wochen als höchste Lebensweisheit erschienen war, ausgelöscht die tolle Leidenschaft, von der sie wie von einer Glutwelle erfaßt worden, verslogen der Rausch von Eitelkeit und kindischem Jubel über ihre Schönheit, über die allseitige Bewunderung.

So klein, so armselig, so gedemüthigt erschien sie sich, während sie mit gemartertem Herzen auf eine Botschaft harrete wie eine Schuldbeladene, wie eine Ausgestoßene!

Ja, eine Ausgestoßene! Das war sie geblieben bis zum heutigen Tage.

Ein bleiches Alltagsgrau hatte die Tragik jener Stunden bald verwischt.

Steindorf war außer Gefahr. Sie reiste mit ihrem Gatten und ihrem Kind nach Hause, ohne ihn wieder gesehen zu haben. Sie hatte nie wieder von ihm gehört. War seine Leidenschaft vom Fieber in seiner Erinnerung ausgelöscht worden, oder zahlte er durch sein volles Verstummen dem rettenden Arzte seine Dankeschuld?

Er hatte keinen Versuch gemacht, ihr durch ihre Verwandten einen letzten Gruß, ein Abschiedswort zu schicken. Er war verschwunden aus ihrem Leben, das er zerstört hatte.

Zuweilen sah sie in der Ausstellung ein stimmungsvolles Bild, das seinen Namen trug, zuweilen las sie in einer Zeitung, daß er zu den Künstlern zählte, die über die in der Masse verschwindenden Maler emporragten.

Zwischen ihr und ihrem Gatten wurde sein Name nicht mehr genannt. Es kam überhaupt zu keiner Auseinandersetzung, weder zu einer Versöhnung noch zu einem entschiedenen Kampf.

Sie rückten nur stumm auseinander. Er zog sich von ihr zurück mit eifriger Zurückhaltung. Sie lebten in einem Hause, sie aßen an einem Tisch, sie sprachen über allgemeine Fragen, über das Kind — aber sie waren Fremde geworden.

In ihrem Heim, in ihren Zimmern hatte sie erst gefühlt, wie sie hier festhing mit allen ihren Erinnerungen, wie ihre Ehe sie mit unzerreißbaren Fäden umklammert hielt. Die Tollheit jener Sommertage war so lose von ihr abgefallen wie ein Narrenmantel,

den sie für kurze Stunden um die Schultern gehängt hatte.

Sie meinte, ihr Mann müsse es sehen und fühlen, daß ein gutes Wort die Tränen der Reue gelöst hätte, daß sie nur ein wenig Güte und Liebe und Geduld brauchte, um sich wieder ganz zurechtzufinden. Aber da er so stumm blieb, so kalt und fremd, war sie zu stolz, um ihm zu zeigen, wie einsam sie war, wie sie sich sehnte nach Veröhnung.

Er hatte sie gerichtet, für ihn gab es kein Vergeben und Vergessen. Nichts kettete sie mehr aneinander als die Pflicht.

Manchmal schien dieses Leben ihr so unerträglich, daß es ihr auf der Zunge lag, in heißer Empörung aufzuschreien: „Jage mich fort! Alles lieber als diese stumme Kälte, diese verächtliche Gleichgültigkeit, als diese Heuchelei vor der Welt!“ Aber immer wieder hielt die Angst sie zurück, er könnte ihr das Kind nehmen, an das sie sich in ihrer Verlassenheit immer leidenschaftlicher anklammerte. Der Gedanke machte sie feige.

Doch nun! Nun war ja das Kind fort! Nun waren sie ja allein, so grausam allein!

Als der Medizinalrat heimkehrte, saß Anna verweint, aber in ruhiger Fassung auf ihrem Sofaplatz. Er nahm nur ein paar Bissen von den leichten Sachen, die sie für den Abend hatte austragen lassen. Dann vertiefte er sich in seine Zeitungen, in seine Briefe.

Sie hatte sich ein Notizbuch geholt, um ein paar Bestellungen einzutragen. Aber sie vermochte kaum zu denken, so beklemmte sie die Vorstellung: Abend für Abend werden wir schweigend neben einander sitzen

wie vor Jahren in dem einsamen Gasthauszimmer! Damals war sie zornig aufgesprungen und hatte den Stuhl zurückgeschoben. Der „alten Frau“, die heute ihre Tochter verheiratet hatte, ziemte diese stürmische Ungeduld nicht mehr. Eine Stunde mußten sie doch zusammen sitzen bleiben, sei's auch nur der Diensthofen wegen.

Aber sie fühlte, daß ihre Nerven das nicht aushielten, daß sie alle ihre Kraft zusammennehmen mußte, um nicht in fassungsloses Schluchzen auszubrechen vor Sehnsucht nach ihrem Kinde.

In der schlaflosen Nacht kam sie zu einem Entschlusse. Sie mußten eine Hausgenossin zu sich nehmen. Einen Ersatz für ihre Tochter gab es ja freilich nicht; aber die Gegenwart einer dritten Person milderte doch den unleidlichen Zwang dieses Beisammenseins. Sie konnten dann mit dieser dritten reden, da sie beide einander doch nichts zu sagen vermochten. —

„Erlaubst du, daß ich Hedwig Bode für ein paar Wochen zu uns einlade?“ fragte sie beim nächsten Mittagessen, während sie ihrem Gatten die Gemüseschüssel reichte.

Er war in Eile, denn man hatte schon wieder nach ihm geschickt. Er fragte zerstreut: „Hedwig Bode? Eine Verwandte? Ich kenne sie nicht, soviel ich weiß.“

„Eine entfernte Verwandte vom Vater her. Die Enkeltochter seines Bruders. Ich kenne sie auch nur flüchtig,“ erklärte Anna rasch. „Aber sie schrieb mir, daß sie so gern in eine größere Stadt kommen möchte, sie verträgt sich nicht mit ihrer Stiefmutter und möchte gern eine Stelle als Stütze annehmen.“

„Wenn du sie um dich haben willst, ich habe nichts dagegen einzuwenden,“ sagte der Medizinalrat. Dabei sah er seine Frau mit einem ganz seltsamen Blick an, der deutlich genug ausdrückte: Du willst nicht mit mir

allein sein! Daher diese Rücksicht für die Nichte! Aber sie vermochte nicht zu enträtseln, ob Trauer oder ob Spott in seinen Augen lag.

„Ich würde aber jedenfalls die Einladung erst nur versuchsweise auf ein paar Wochen beschränken,“ fügte er hinzu. „Man weiß nie, wie man sich mit Hausgenossinnen zurechtfindet.“

Wie klar er sie durchschaute! Sie hatte ja selbst nur von ein paar Wochen gesprochen; aber er wußte recht wohl, daß sie an einen bleibenden Aufenthalt der Verwandten dachte.

Der Brief war tatsächlich vor einiger Zeit eingetroffen, nur in der Unruhe vor der Hochzeit nicht weiter beachtet worden. Nun schrieb Anna sofort, und das Fräulein traf auch so überraschend schnell ein, als hätte sie vollkommen reisefertig nur auf diesen Wink gewartet.

Sie war ein zierliches, dunkeläugiges Mädchen, Mitte der Zwanzigerjahre, mit einer sanften Stimme und einem sehr bescheidenen Auftreten. Es berührte Anna etwas wunderbar, daß Hedwig sie gleich in der ersten Stunde „liebste, beste, einzige Tante! Süßes Tantchen, goldiges Tantchen!“ nannte mit einer Geläufigkeit und Herzlichkeit, die sie noch nicht verdient zu haben glaubte. Sie kannten sich ja kaum, und sie selbst erwärmte sich nur sehr langsam für fremde Menschen.

Das junge Mädchen war sichtlich sehr froh, daß sie von der Stiefmutter fortgekommen war, und ihre Dankbarkeit suchte in diesen zärtlichen Beteuerungen einen Ausdruck. Im übrigen schien es Anna, als habe sie alle Ursache, sich über ihre vom Zufall geleitete Wahl zu freuen. Hedwig verstand es wenigstens, dieses entsetzliche Schweigen, das sie so bedrückt hatte,

zu verschonen und den Medizinalrat zum Reden zu veranlassen. Sie stellte immerfort Fragen an ihn, bald über ein Fremdwort, bald über einen lateinischen Spruch, bald über einen Artikel in der Zeitung, die sie mit Eifer las.

„Seien Sie nicht böse — nicht wahr?“ entschuldigte sie sich mit einschmeichelnder Demut. „Ich bin ja so ungeschickt, so ungebildet. Das fühlt man erst einem Mann der Wissenschaft gegenüber, und man möchte sich dann immer nur belehren lassen. Ach, Tante, du hast ja keine Ahnung, wie man sich danach sehnt, am geistigen Leben der Großstadt teilzunehmen! Du saßest ja sozusagen immer an der Quelle.“

Mit einer ehrfürchtigen, stauenden Bewunderung lauschte sie dann den Worten des Arztes, und er konnte dieser begeisterten Wißbegierde gegenüber nicht stumm und finster wie sonst die Lippen aufeinanderdrücken.

Noch eines war Anna lieb. Bisher hatte die Tochter dem Vater allerlei kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten erwiesen, war dienstfertig aufgesprungen, wenn er etwas brauchte; nun wollte sie durchaus nicht, daß der geplagte Mann in seinen paar Freistunden irgendwelches Behagen vermissen sollte, und doch wäre es ihr peinlich gewesen, wenn sie diese vertraulichen Zuborkommenheiten hätte übernehmen sollen. Wußte sie denn, ob er sie nicht zurückweisen würde? Hedwig übernahm ganz aus eigenem Antrieb die Fürsorge für den Herrn des Hauses. Sie schenkte ihm den Kaffee ein, holte ihm die Zigarre und den Aschenbecher, suchte nach einer verlegten Zeitung. Sie lief ihm entgegen, wenn sie nur seinen Wagen ansfahren hörte, um ihm mit lebenswürdigem Willkomm Gut und Stoß abzunehmen; sie brachte ihm die eingelaufenen Briefe und meldete, wer nach ihm geschickt habe. Ja, sie

hörte ihn sogar aufstehen, wenn er des Nachts gerufen wurde, und hatte, bis er sein Zimmer verließ, eine Tasse Tee für ihn bereit mit einer ganz wunderbaren Schnelligkeit, die noch kein Dienstmädchen zu erlernen vermocht. —

Das junge Paar hatte von der Hochzeitsreise ein paar Karten von München geschickt. Nun kam der erste Brief. Anna erschrak, als sie den Poststempel las. Tegernsee! Täuschten sie denn ihre Augen? Die Kinder hatten doch vorgehabt, in die Schweiz zu reisen. Es wäre doch eine seltsame Bosheit des Schicksals, wenn sie sich gerade diesen Platz gewählt! Aber wahrhaftig — Irene schrieb in seligster Stimmung. Sie habe ihren geliebten Rudi überredet, hier ein paar Tage zuzubringen, weil ihr die hübsche Gegend von ihrer Kinderzeit her in einer ganz verklärten Erinnerung geblieben sei, und sie finde es reizend, nun an seinem Arm alle die alten Plätzchen wiederzusehen, an denen sie noch im kurzen Rock herumgetollt war. „Weißt Du noch, Mama,“ hieß es wiederholt, „das Waldplätzchen, wo Du Kaffee gekocht hast, wo der große Maler mit dem roten Bart das Feuer anzührte? Weißt Du noch das Forsthaus und das Gärtchen beim ‚Glasl‘? Überall sind wir gewesen, und überall habe ich an Dich gedacht, Herzensmütterchen. Wie Du damals so lustig warst und so jung —“

Ach, die Junge, die Glückliche in ihrem Flitterwochenjubiläum, sie ahnte nicht, was sie ihrer Mutter antat, wie grausam sie an alte Wunden rührte!

Anna konnte ihrem Gatten die erste längere Nachricht des Kindes nicht verheimlichen. Diesen Brief mußte sie ihm geben, diesen Tegernseer Brief, der förmlich den Schleier wegriß von den bösen Erinnerungen, der ihm alles wieder zurückrufen sollte, was sie ihm angetan hatte.

Er sagte kein Wort. Nur sein Gesicht erschien ihr noch finsterner und strenger als sonst. Wie froh war sie nun, daß sie ihm nicht allein gegenüberstehen mußte!

Eines Tages aber bemerkte er vor dem Weggehen: „Wenn du einmal Zeit hast, möchte ich mit dir sprechen!“

Sie sah ihn erstaunt an, erschrocken. „Ich habe doch immer Zeit!“ stammelte sie.

Sollte nun die Auseinandersetzung kommen, die sie vor zehn Jahren Tag für Tag erwartet, vor der ihr nun bangte?

Eine volle Woche blieb sie in quälender Ungewißheit, was er ihr zu sagen habe. Er mußte verreisen. Alles, was sie ihm erwidern, was sie sich endlich vom Herzen herunterreden wollte, konnte sie sich wieder und wieder zurechtlegen während seiner Abwesenheit.

Sie zitterte, als er dann zurückkehrte, als er sie einmal mit einem höflichen „Darf ich dich bitten, Anna!“ in sein Zimmer führte.

Überrascht, verständnislos blickte sie ihn an, als er mit großer sachlicher Ruhe begann: „Es handelt sich um dein Privatvermögen. Dein Vater hatte in einer Berliner Vorstadt Liegenschaften gekauft, die nun bei der größeren Ausdehnung der Stadt im Wert bedeutend gestiegen sind. Es hat sich ein Käufer gemeldet, der ein ganz anständiges Angebot macht, so daß man die Sache wohl überlegen muß.“

„Aber ich bitte dich, entscheide doch du! Ich verstehe nichts von Geschäften und überlasse dir das vollständig.“

„Nein, du sollst dich mit solchen Fragen vertraut machen und dir einen Einblick in diese geschäftlichen Angelegenheiten aneignen. Ich wünsche, daß du nach und nach die Verwaltung deines Vermögens selbst übernimmst.“

Sie war so erfüllt von dem Gedanken an eine entscheidende, feierliche Aussprache zwischen ihnen, daß diese Erörterung über Geldfragen ihr erst ganz unbegreiflich erschienen war. Dann aber meinte sie plötzlich Klarheit zu gewinnen. Er hatte sich diese nüchterne Einleitung wohl nur ausgedenkt, um ihr in etwas verblümter Weise anzudeuten, daß er eine Trennung wünsche. Sie aber wollte kein Versteckenspielen mehr. Nur endlich Offenheit — endlich eine Lösung!

„Das soll wohl heißen, daß du dich fernerhin um meine Angelegenheiten nicht mehr kümmern willst!“ fuhr sie erregt auf. „Das soll wohl heißen, daß nun, da unser Kind uns verlassen hat, unsere Wege auseinandergehen sollen!“

Er wendete ihr sein Gesicht zu mit einem ernstesten, traurigen Blick. „Dieses Wort hast du ausgesprochen, Anna — nicht ich. — Aber wie du willst!“ sagte er nach einer Weile in einem müden, ruhigen Ton. „Auf alle Fälle ist es gut, wenn du lernst, in Vermögensangelegenheiten eine selbständige Entscheidung zu treffen, und nicht ganz unerfahren diesen Fragen gegenüberstehst, die doch einmal an dich herantreten können. Ich werde dir meinen Freund und Rechtsbeistand Watter einmal zur Belehrung und Besprechung herschicken. Er soll dir raten, was du dem Berliner wegen der Grunderwerbung zu antworten hast.“

Man klopfte. Die Zeit der Sprechstunde war da. Im Vorzimmer wartete eine Frau mit einem weinenden Kinde.

Verwirrt, beunruhigt zog Anna sich zurück. Sie stöhnte vor Zorn und Erbitterung. Dieses Schweigen ihres Gatten brachte sie zur Verzweiflung. Konnte er denn nicht einmal seine Meinung offen aussprechen! Immer stand sie wie vor einer siebenfach verschlossenen

Lür, wie vor einem Felsen, aus dem kein Funke sprühte, nicht einmal ein Funke des Jorns.

Eine wilde Empörung ergriff sie über ihr Loß. Sie war nun achtunddreißig Jahre alt und hatte immer ihre Pflicht getan, sich immer auf dem geraden Wege gehalten — bis auf den einen Tag, an dem sie in einem Rausch von Jugend und Lebenslust vor dem Gluthauch einer mächtigen Leidenschaft nicht kalt und nüchtern geblieben war.

Zehn Jahre Buße für die kurze Verirrung! Und noch immer sollte ihr Gatte das Recht haben, sie fortzustößen aus ihrem Heim? War der Rechtsanwalt beauftragt, ihr eine bestimmte Eröffnung zu machen?

Es war ihr in diesen Tagen, als schwankte der Boden unter ihren Füßen, als habe sie alle Sicherheit verloren für die weitere Gestaltung ihres Lebens.

Doch auch der Besuch des Rechtsanwalts, dem sie mit Spannung entgegengesehen, brachte keine Lösung. Doktor Watter sollte sie nur über ihre Vermögensverhältnisse unterrichten, die nach dem Verkauf der Gründe in dem Berliner Vorort, zu dem er ihr lebhaft anriet, eine wesentliche Besserung erfuhren, so daß sie persönlich über eine zu einem behaglichen Leben genügende Rente zu verfügen hatte. Sollte das eine Andeutung sein, daß eine Trennung von ihrem Gatten sie keineswegs der Not preisgab, und wollte Euler es ihrem Ehrgefühl überlassen, selbst die Verbannung zu suchen, die sie in seinen Augen so wohl verdient hatte? Selbst zu erkennen, daß sie nun überflüssig geworden sei in dem Heim, in dem sie keine Pflichten mehr zu erfüllen hatte?

Während sie diese aufreibenden Gedanken in sich herumwälzte, ging ihr Leben äußerlich unverändert weiter. Sie hatte ihren Bekanntenkreis, sie machte

Besuche, nahm, um Hedwig einzuführen, mehr Einladungen an als sonst wohl in der Sommerzeit.

Das junge Mädchen wurde freundlich aufgenommen. Sie versicherte immer wieder, wie töricht, wie unbedeutend sie sich unter diesen hochgebildeten Leuten vorfinde, mit denen sie nun verkehren dürfe. Wie sie recht wohl fühle, daß sie, die dumme Kleinstädterin, gar nicht in diese geistreichen Kreise passe. Aber man möchte ihr nur ein bescheidenes Götchen gönnen, an dem sie zuhören dürfe.

Diese Demut gefiel allenthalben, und die Menschen, die am wenigsten Ursache hatten, sich auf ihren Geist etwas einzubilden, fühlten sich am meisten geschmeichelt.

Aber Anna fand schließlich, daß Hedwig diese Redewendungen zu oft wiederholte. Und einmal entschlüpfte der Richte, die eben in einer Familie ihre gewohnten Sprüche voll Verehrung und Bewunderung zum besten gegeben hatte, auf dem Heimwege eine so spöttische Bemerkung über die Hausfrau, daß Anna sie ganz erschrocken anblickte. Also diese übertriebene Höflichkeit war nur Verstellung? Während das Fräulein die Augen so bescheiden zu Boden schlug, beobachtete sie mit boshafter Kritik und machte sich über die Leute lustig, denen sie mit erstaunlicher Zungengewandtheit die liebenswürdigsten Dinge sagte?

Hedwig fing an, ihr unheimlich zu werden. Bisher hatte Anna es ganz arglos hingegenommen, wenn die Hausgenossin in allen Tonarten das Glück der Tante pries und sich in Lobeserhebungen über ihr friedliches, schönes Familienleben erging, das so wohlthuend von ihrem elterlichen Heim absteche, aus dem eine rohe Stiefmutter alles feinere Empfinden verbannt habe. Streit gab es allerdings bei ihnen nicht. Gerade weil

sie wie Fremde lebten, verkehrten sie und ihr Mann mit einer größeren Höflichkeit, als ein recht intimes Ehepaar sonst zu tun pflegt. Ein harmloses Wesen konnte sich ja von dieser äußeren Form wohl täuschen lassen. Aber Anna glaubte jetzt nicht mehr an Hedwigs Harmlosigkeit. Nein, die Nichte war viel schlauer, viel scharfblickender, als sie sich zeigte, und sie hatte gewiß sofort erraten, wie kühl ihre Verwandten miteinander standen. Es war also die reine Falschheit, wenn sie in Gegenwart des Medizinalrates einmal die peinliche Bemerkung machte, es müsse doch eigentlich reizend sein für ein Ehepaar, das sich lieb habe, nach der Verheirathung der Tochter wieder so allein zu bleiben wie in der ersten Zeit. Sie mache sich ordentlich Vorwürfe, daß sie bei den lieben Verwandten nun diese köstliche Einsamkeit störe. Man sollte ihr doch sofort sagen, wenn sie lästig falle.

Diesen boshaften Hohn wollte Anna nicht ertragen. Nun freute sie sich, daß sie Hedwig nur für einige Wochen eingeladen hatte, und daß diese Wochen vorüber waren. Aber die Nichte machte gar keine Miene, als wäre es nun Zeit, wieder an die Abreise zu denken. Im Gegentheil, sie gab sich alle Mühe, sich im Hause festzusetzen, und suchte sich dem Medizinalrat in jeder Weise unentbehrlich zu machen. Sie schrieb seine Rechnungen aus, sie führte Buch für ihn, sie flehte ihn an, sie zu rufen, wenn er in der Sprechstunde Beistand brauche. Sie umgab ihn mit einem ganzen Netz von liebevollen Aufmerksamkeiten.

Seit Annas Mißtrauen gegen den Charakter der Nichte erwacht war, empörte sie die förmliche Anbetung, mit der Hedwig zu Euler emporjah, diese Pose von Naivität und Wißbegierde, mit der sie wie ein Schulmädchen vor ihm saß und sich über Dinge belehren

ließ, die dem Arzt nahe lagen, und für die sie ein begeistertes Interesse zur Schau trug. Anna hatte ihr schon ein paarmal auf den Zahn gefühlt und bemerkt, daß sie im Grunde gar keinen Bildungseifer besitze, daß sie nur Komödie spielte, um sich bei dem Medizinalrat in Gunst zu setzen. Es kränkte die tiefverstimimte Frau, daß ihr Mann diese Heuchelei nicht durchschaute, daß er eitel genug war, sich von diesen plumpen Schmeicheleien fangen zu lassen. Und nun erhielt sie auch noch einen Brief, der ihren Argwohn nur bestärkte und ihr Hedwigs Absichten, die ihr bisher nicht erklärlich gewesen, in einem ganz erschreckenden Lichte zeigten.

Frau Bode, die Stiefmutter des Mädchens, schrieb ihr:

„Verehrte gnädige Frau! Ich kenne Sie nicht, und das, was Sie über mich wissen, wird Ihnen auch keine besondere Lust erwecken, mich kennen zu lernen. Ich kann mir denken, daß Hedwig Ihnen kein angenehmes Bild von mir machte. Wir sind zwei zu verschiedene Naturen, meine Stieftochter und ich. Ich will mich nicht loben vor Ihnen. Ich bin vielleicht etwas derb und geradezu und habe nicht so glatte Manieren wie Hedwig. Aber das darf ich wohl sagen, ich bin ein ehrlicher Charakter. Gerade deshalb habe ich es stets durchschaut, wenn Hedwig flunkerte, und es ihr auf den Kopf zugesagt, daß ich ihren Redensarten keinen Glauben schenke. Sie fand das ordinär. Und ich — ich kann mir nicht helfen — ich habe nun einmal gegen falsche Menschen einen Widerwillen wie gegen Schlangen und Kröten. Sie haben das Mädchen gastfreundlich bei sich aufgenommen. Ich verhehle gar nicht, daß ich froh war, als sie aus dem Hause war. Deshalb fühle ich Ihnen gegenüber eine Verpflichtung der Dankbarkeit, und es scheint mir anständig, Ihnen eine

Warnung zukommen zu lassen. Nehmen Sie sich vor Hedwig in acht! Ich rede nicht ganz ins Blaue hinein. Mein Mann, der ja wohl einsieht, daß wir beide uns nicht vertragen, obwohl er seine Tochter nicht so durchschaut wie ich, hat sich nämlich alle Mühe gegeben, um für Hedwig eine passende Stelle zu finden, und es ist ihm auch geglückt. Wir wollten ja nicht, daß sie Ihre Güte zu lange in Anspruch nehmen sollte. Nun schrieb er ihr voll Freude über die gute Versorgung, die sie als Vertreterin der Hausfrau auf einem hübsch gelegenen Gute unter den günstigsten Bedingungen finden könne. Sie aber antwortete, sie habe andere Aussichten, über die sie sich nicht näher äußern wolle, nur so viel, daß sie es für eine schöne Lebensaufgabe erachte, einem Mann, der an der Seite einer eiskalten, herzlosen Frau ein trauriges Dasein führe, die Fürsorge eines echt weiblichen Wesens zu offenbaren, die ihn vielleicht dahin führen würde, seine unseligen Fesseln abzustreifen. Der Satz war noch viel verworrener und verkünstelter, als ich ihn hier wiedergebe. Ich will nichts weiter hinzufügen. Ich habe ja gar keinen Einblick in die Verhältnisse. Ich sage nur noch einmal: ich warne Sie, gnädige Frau! Mir würde es wie ein Unrecht erscheinen, wenn man Sie ohne ein Wort der Mahnung den heimlichen Umtrieben eines hinterlistigen Mädchens preisgäbe, das Sie aus Güte in Ihr Haus genommen haben.“

Anna schüttelte erst ganz verständnislos den Kopf. Sie mußte den Satz, den Frau Bode aus dem Briefe ihrer Stieftochter angeführt hatte, ein paarmal lesen, ehe sie ihn begriff. Wenn sie Hedwig auch für eine Gleisnerin gehalten, einen so heimtückischen, berechnenden Plan hätte sie ihr doch nicht zugetraut. Es war ja Wahnsinn! Ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen, das

ihre Tante aus dem Hause drängen wollte, ihr „süßes, goldiges Tantchen“, um einen Mann von fünfzig Jahren zu erringen, einen ernstern, würdigen Mann, der sich von ihrer wahren und aufrichtigen Neigung überzeugen lassen sollte! Anna mußte plötzlich hellauf lachen — ein bitteres Lachen, das ihr wehe tat. Solche Dinge waren ja mehr als einmal geschehen, und so mancher hatte mit grauen Haaren an eine wohlgespielte Komödie geglaubt. Warum durchsieberte sie denn ein so wilder, unerträglicher Schmerz? Das wäre ja die Lösung, die Klärung, nach der sie sich immer gesehnt, und sie selbst würde im reinsten Lichte das Haus verlassen, aus dem sie nur um der Jüngeren willen weichen müßte!

Sie vermochte sich nicht zu beherrschen, als Hedwig eine Stunde später mit ihrem süßlichen Lächeln, das ihr schon ganz widerlich geworden war, ihr den Arm um die Schulter legte und fragte: „Wie geht es dir denn heute, liebstes Tantchen? Kein Kopfweh mehr?“

Hestig entwand sie sich der zärtlichen Berührung und sagte kalt: „Nenne mich doch nicht immer ‚liebste Tante‘! Du liebst mich ja gar nicht, Hedwig!“

„Aber Tante!“ rief diese mit vorwurfsvollen Augen, mit dem Ausdruck beleidigter Unschuld. Weiter sagte sie aber nichts.

Bei Tisch saß sie dann ganz verstört und einsilbig, und als der Medizinalrat fragte, warum sie so niedergeschlagen sei, klagte sie mit aufsteigenden Tränen: „Ich weiß nicht, was ich Tante zuleid getan habe. Sie war so böse zu mir — so hart!“

Der Medizinalrat sah seine Frau fragend an.

„Ich habe nun einmal keine Freude an schönen Worten, die ich nicht für echt halte!“ rief Anna mit scharfer Betonung und mit einem festen Blick in seine

Augen, als wolle sie sagen: Du freilich nimmst ja ihr Geschmeichel für bare Münze.

Hedwig aber wischte sich über die Stirne und schaute ganz verklärt zu dem Medizinalrat empor. „O, wie gut Sie sind und launenlos! Trotz aller Schwere Ihres Berufs voll warmen Interesses an einem armen, einsamen Menschenkind wie ich! Wie danke ich Ihnen!“

Anna fühlte sich so angewidert, daß sie das Zimmer verließ. Das mußte ein Ende haben! Sie wollte sich nicht beiseite schieben lassen wie eine überflüssige Dritte und zusehen, wie das falsche Ding einen alten Mann umgarnte!

Da Hedwig keine Miene machte, zu gehen, gab es nur einen Ausweg. Sie würde eben für einige Wochen auf das Land reisen — in die Sächsische Schweiz oder nach Thüringen, und ihre Nichte mitnehmen. Eine Entfernung war ja für alle Fälle eine Rettung aus der Unruhe und Verstimmung dieser letzten Zeit, und wenn ihr Gatte wollte, konnte er dieselbe als einen ersten Schritt zur Trennung betrachten.

Ihr Vorschlag fließ auf keinerlei Widerstand. Euler sagte nur: „Ich empfehle in allen Familien Landlust und Ausruhen; natürlich auch dir.“

Hedwig aber rief: „Das wird deinen Nerven sehr gut tun, Tantchen! Es ist ja jetzt himmlisch in einem schönen Wald! Ich freue mich unendlich!“

Aber von diesem Tage an begannen ihre Klagen über die Unzuverlässigkeit der beiden Dienstmädchen, die lange im Hause waren und mit einer gewissen Nachsicht behandelt wurden. Hedwig entdeckte plötzlich mit größter Indignität, daß die eine im Sprechzimmer nicht aufgeräumt, die andere das Läuten an der Tür nicht gehört oder einen Auftrag nicht richtig ausgerichtet

hatte. Nach ihren Reden zu schließen, mußte das ganze Haus verwahrlosen, wenn sie nicht überall nach dem Rechten sah, und sie warf mit einem tiefen Seufzer die Bemerkung hin: „Das wird gut werden, wenn der arme Herr Medizinalrat nun ganz diesen Frauenzimmern preisgegeben ist!“

Der Tag der Abreise war bestimmt. Eines Abends fragte Anna: „Nun, Hedwig, hast du auch deine Kleider für das Land in Ordnung? Soll ich dir nicht noch einen Hut besorgen?“

Da ward das Mädchen verlegen, und plötzlich vor den Medizinalrat hintretend, der in seinem Lehnstuhl saß und seine Zeitung las, hob sie die Hände flehend zu ihm empor und rief: „Bitte, bitte, erlauben Sie mir, daß ich hier bleibe! Ich kann es nicht übers Herz bringen, Sie allein zu lassen. Sie kriegen nichts Ordentliches zu essen, ich weiß es. Sie haben niemand, der für Ihre Bequemlichkeit sorgt. Ich tue es ja so gern.“

Euler schaute verwundert auf. „Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Ich merke kleine Entbehrungen gar nicht. Warum sollten Sie deshalb Ihren Landaufenthalt opfern?“

„Aber es ist mir ja gar kein Opfer! Nein — gewiß nicht! Wenn ich nur das Gefühl habe, daß ich mich nützlich machen kann. Und Tante braucht mich nicht, die ist im Hotel gut versorgt. Bitte, lassen Sie mich hier, lieber Herr Medizinalrat! Ich habe auf dem Lande keine Ruhe.“

„Hör einmal, Hedwig,“ rief nun Anna, die ihren Zorn nicht mehr beherrschte, „nun habe ich dieses Getue und Gerede endlich satt! Es hat in unserem Hause auch bisher nicht an Ordnung gefehlt, und mein Mann hatte sich über keine Vernachlässigung zu beklagen, auch ehe du in dieser Weise für ihn sorgtest. Allein hier

bleiben kannst du nicht! Ich will es nicht! Und du wirst einsehen, daß das nicht angeht!"

Euler schaute mit einem großen, erstaunten Blick auf seine Frau, die mit heißem Gesicht, mit blitzenden Augen vor dem Mädchen stand.

Hedwig schien zu erwarten, daß der Medizinalrat sich ihrer annehmen würde. Sie sah ihn an mit einem rührenden Ausdruck der Verwirrung, mit der Miene einer armen Märtyrerin. Da er schwieg in sichtlicher Verblüffung über diesen unerwarteten Kampf zwischen den beiden Damen, drückte sie die Hände vor das Gesicht und verließ weinend das Zimmer.

„Warum warst du doch so aufgebracht?“ fragte er seine Frau, als sie allein waren, mit seiner unerschütterlichen Ruhe, die Anna immer wieder zur Ungeduld reizte.

„Warum? Du fragst auch noch? Du möchtest also wohl, daß Hedwig hier bleibe, während ich gehe? — Nun dann sage das doch frei heraus!“ rief sie, zitternd vor Erregung. „Nur diese Heuchelei will ich nicht mehr mit ansehen, diese unverschämte Komödie, die sie in meiner Gegenwart spielt!“

„Aber ich begreife gar nicht, was das heißen soll?“ erwiderte er noch immer mit einem Ausdruck des Staunens und Befremdens über ihre aufgeregte Stimmung.

„Was das heißen soll? Nun, das ist doch sehr einfach zu erklären. Hedwig will mich weg haben. Sie will sich bei dir in Gunst setzen. Sie hofft auf deine — Hand!“

Er lachte. Ein ungläubiges, ehrliches Lachen. „Das ist ja Unsinn,“ sagte er nur.

„Du siehst doch, wie sie sich an dich hindrängt, wie sie dich anhimmelt, wie sie die Worte von deinen Lippen trinkt, wie sie einen Kultus mit dir treibt, der doch einen Zweck haben muß.“

„Ich habe mir darüber wahrhaftig keine weiteren Gedanken gemacht. Ich habe immer so viel im Kopfe. Du wolltest die Nichte hier haben — nun gut. Da war sie nun, und sie schien mir ein gutes Ding, das eben die leeren Stunden und das leere Herz irgendwie auszufüllen suchte.“

„Und die sich deshalb in eine Ehe eindrängte!“ höhnte Anna mit einem zornigen Auflachen über das „gute Ding“.

„In eine Ehe wie die unsere!“ murmelte er bitter. „Ich wundere mich über deine Aufregung, Anna.“

„Wenn du ihr recht gibst, wenn du an sie glaubst, wenn du ihre Anbetung für echt hältst, dann habe ich freilich nichts mehr zu sagen. Nur die Bemerkung möchte ich mir dann doch erlauben, daß in diesem Falle ihr Hierbleiben erst recht nicht statthaft wäre. Dann müßte sie doch gehen, bis — nun bis deine Ehe getrennt ist, bis sie als deine Gattin hier einziehen kann.“

Sie hatte die Worte möglichst ruhig und kalt, aber mit einer gewissen Hast hingeworfen und stand in einiger Entfernung, von ihm abgewendet. Er sollte nicht sehen, wie schnell ihr Atem ging, wie nervös ihre Hände ineinanderzuckten.

Der Medizinalrat schaute sie kopfschüttelnd an. „Was doch Frauen für eine Phantasie haben! — Merkwürdig! Diese Deutung meiner gutmütigen Verteidigung deiner Nichte ist mir nicht recht verständlich. Mir scheint es nur komisch, daß dieses junge Mädchen daran denken sollte, sich um meinen grauen Kopf zu bemühen, der sogar in der Jugend für Damen nichts Verführerisches hatte.“

„Vielleicht ist es ihr auch weniger um dich zu tun als um deine Stellung, deinen Namen, dein Heim. Jedenfalls glaube nicht bloß ich an ihre ganz bestimmten

Abfichten, auch ihre Stiefmutter. Wenn du gestattest, werde ich dir zeigen, was Frau Bode mir schrieb.“

Anna holte den Brief. Der Medizinalrat las ihn schweigend, zuckte die Achseln und zündete sich dann mit einem nachdenklichen Gesicht eine Zigarre an. Immer noch mit einem Ausdruck der Verwunderung. Er sagte nichts mehr, sondern vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Hedwig spielte der Tante gegenüber die Schwergetränkte, blieb in ihrem Zimmer und gab, wenn sie gefragt wurde, nur einsilbige Antworten mit einer müden, gebrochenen Stimme.

Der Medizinalrat hatte Mittags einer Konsultation beizuwohnen und kam nicht zu Tisch. Hedwig wartete dann stundenlang auf seinen Wagen, und als derselbe endlich vor dem Hause hielt, flog sie in die Küche, um dafür zu sorgen, daß das bereitgehaltene Essen sofort gewärmt werde. Sie hatte eigenhändig für ihn noch einmal gedeckt und schon ein Gläschen Madeira eingeschenkt, als er eintrat. Sie leistete dem einsam Speisenden Gesellschaft.

Anna saß im Nebenzimmer. Sie war sich plötzlich klar darüber, daß sie noch nie einen Menschen so gehaßt habe wie dieses Mädchen.

Bei dem Abendessen blieb ein Zusammensein unvermeidlich. Hedwig machte ihre sanften Taubenaugen und sprach leise. Sie besaß sich sogar, der Tante gegenüber eine kühle, gemessene Höflichkeit an den Tag zu legen, wie um zu zeigen, daß sie niemals, auch wenn sie beleidigt worden, ihre guten Manieren verleugne. Das Wort richtete sie freilich nur an Euler.

Er schien Anna auffallend heiter und vergnügt. Es huschte zuweilen ein Lächeln um seine Lippen, was bei ihm als etwas ganz Ungewöhnliches schon

einen besonderen Grad von guter Stimmung verriet. Freute es ihn dennoch, trotz seiner erstaunten Abwehr, daß er eine Eroberung gemacht und für ein junges Mädchen noch als begehrenswerte Partie in Betracht kam? Anna grollte schon wieder innerlich über die Eitelkeit der Männer.

Hedwig hatte die eingelaufene Post für ihn herbeigeht und fragte, ob sie die Briefe für ihn aufschneiden dürfe.

„Wenn Ihnen das ein besonderes Vergnügen macht, Fräulein Bode, warum nicht?“ sagte er.

Sie reichte ihm ein paar Schreiben, die er gleichgültig überflog; einige Druckfachen und Anpreisungen warf sie auf seinen Wunsch in den Papierkorb.

Dann kam in elegantem Umschlag ein goldgerändertes Blatt.

„Gewiß eine Verlobungs- oder Vermählungsanzeige!“ rief Hedwig mit freudiger Neugier, während sie mit kindlichem Lächeln das geschlossene Billett betrachtete.

Er las die Namen und seufzte ein wenig. „Ja, eine Vermählungsanzeige,“ sagte er dann. „Wie jung Sie sind, Fräulein, wenn Sie das immer für eine Glücksbotschaft halten. Manchmal kommt es mir recht wie das Gegenteil vor, wie eine recht traurige Nachricht von einem guten Freund. Gerade hier.“

„Ach!“ meinte sie sehr verwundert. „Wie ist das möglich? Warum denn?“

„Weil hier ein älterer Mann ein ganz junges Mädchen zur Frau nahm,“ gab er mit seiner vornehmen Ruhe, aber doch mit schärferer Betonung zur Antwort. „Ein Mann in meinem Alter mit einem grauen Kopf wie ich! Und er meint wahrhaftig, daß das hübsche junge Ding ihn um seiner selbst willen nahm!“

„Aber es kommt doch sehr oft vor, daß junge Mädchen für ältere Männer schwärmen, daß sie die jungen Leute unausstehlich finden!“ beteuerte Hedwig mit auffallender Lebhaftigkeit.

„Ja, ja — es kommt vor. Aber dergleichen Schwärmereien halten nicht stand. Das muß ein älterer Mann wissen. Er muß sich sagen: entweder betrügt sie sich selbst oder sie betrügt ihn. Und dann kommt die Reue, dann kommen die Vorwürfe, daß sie ihre Jugend an seiner Seite vertrauern muß. Unsereiner hat ja recht häufig Gelegenheit, solche Ehen zu studieren. Ein Altersunterschied von mehr als zwanzig Jahren ist in den meisten Fällen ein Unglück für beide. Wir Männer altern rasch heutzutage, und ein Fünfzigjähriger, der ein junges Mädchen heiratet, wie dieser Kollege da, der überdies noch glaubt, daß sie ihn aus Liebe nahm, der ist ein Narr!“

Ein fremder Zuhörer hätte nicht zu erraten vermocht, daß diese allgemeine Bemerkung ganz persönlich zugespitzt war, denn der Medizinalrat sprach die Worte mit ganz ruhiger, harmloser Miene. Aber Anna hörte sie mit einer so freudigen Genugthuung, daß sie die Augen auf ihre Handarbeit herabsenken mußte, um nicht zu verraten, wie gut sie ihn verstanden, wie triumphierend sie Hedwig diese Abweisung gönnte. Am liebsten wäre sie freilich aufgesprungen und hätte ihrem Gatten den klugen grauen Kopf geküßt.

Hedwig war blaß geworden. Sie lächelte wohl, aber mit etwas süßsaurem Gesicht, und dann warf sie mit viel zu deutlichem Ärger, in viel zu bissigem Tone hin: „Es hat auch mancher eine alte Frau, die sich mit ihm langweilt, und die er nicht mehr mag.“

Der Medizinalrat sah das Mädchen an — Anna, die wieder ihre Augen auf ihn richtete, bemerkte es

wohl: es war ein zorniger und entrüsteter Blick, und er strafte Hedwig für ihre Taktlosigkeit durch ein eisiges Schweigen.

Sie bemühte sich, ihn mit einer Frage zum Reden zu veranlassen, aber er erwiderte mit kühler Höflichkeit: „Bitte, entschuldigen Sie mich, Fräulein. Ich bin wirklich zu müde, um heute noch viel zu sprechen.“

Am nächsten Tage, für den die Abreise der beiden Damen bestimmt worden war, erklärte Hedwig plötzlich, sie könne ihre Tante nicht begleiten, da sie einen Brief ihres Vaters erhalten habe, der sie zu rascher Heimkehr nötige. Es handle sich um eine glänzende Stellung auf einem Gute, die ihr angeboten worden sei. Ein bescheidenes, unwissendes Ding wie sie passe auch am besten unter einfache Leute, in eine ländliche Umgebung.

Die Erklärung des Medizinalrates schien also ihre Zukunftspläne vernichtet zu haben.

Die beiden Dienstmädchen verbargen kaum ihren Jubel, als sie den Koffer des Fräuleins die Treppe hinabtragen durften. Anna mußte ihre Zufriedenheit über diese Lösung mit etwas mehr Würde verschleiern. Sie freute sich nun auf ein stilles, einsames Ausruhen, aber als sie ihrem Mann zum Abschied die Hand reichte, meinte sie eine gewisse Enttäuschung auf seinem Gesicht zu lesen, als sähe er sie mit vorwurfsvollen, ernstern Augen an.

Sie mußte, während sie im Eisenbahnwagen saß, immerfort an diesen Ausdruck denken, und dann ärgerte sie sich, daß sie nun an jedem Zug auf seinem unbeweglichen Gesicht herumrätselte und jede leiseste Regung in seinen Mienen beobachtete und überlegte. Von Freiberg aus wollte sie noch in das Erzgebirge fahren und eine hier verheiratete Institutsgefährtin

befuchen, ehe sie sich in Thüringen einen hübschen Platz wählte zu längerem Aufenthalt.

Es tat ihr wohl, daß bei der Freundin ein lautes Leben herrschte; viele Kinder waren im Hause, es gab Arbeit und Unruhe, aber sie beneidete die abgehezte Frau darum, daß ihr keine Zeit zum Grübeln blieb. Man forderte sie dringend auf, länger zu verweilen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, und so vergingen ein paar Tage, bis sie endlich von einer lauten, lustigen Gesellschaft an die Bahn gebracht wurde.

Sie fühlte doppelt die tiefe Stille um sich her, als man sie verlassen hatte. In Freiberg mußte sie ein paar Stunden auf den Zug warten, der sie nach Altenau bringen sollte. Ihr Koffer war aufgegeben, ihre Fahrkarte gelöst. Sie saß im Regen in einem Gastlokal und suchte sich die Zeit zu kürzen, indem sie die schon etwas veralteten „Dresdener Nachrichten“ überflog.

Plötzlich zitterte das Blatt in ihrer Hand. Sie ward rot und bleich vor Schrecken. Alles Blut drängte sich ihr nach dem Herzen. Einen Moment lang starrete sie wie in halber Ohnmacht auf die Notiz: „Der bekannte und hochgeschätzte Medizinalrat Euler wurde heute von einem bedauerlichen Unfall betroffen. Beim Überschreiten der Straße wurde er von einem Automobil gestreift und mit solcher Heftigkeit zu Boden geworfen, daß er schwer verletzt in seine Wohnung gebracht werden mußte.“

Mit aller Kraft ihre Schwäche abschüttelnd, sprang Anna auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und eilte zur Bahn, so rasch sie ihre Füße nur trugen.

Sie brauchte zum Glück nur wenige Minuten auf die Abfahrt des nächsten Zuges nach Dresden zu warten. Der Güterschaffner sah sie kopfschüttelnd an, als sie in wilder Hast den eben für Altenau aufgegebenen

Koffer wieder nach Dresden umschreiben ließ und ganz verzweifelt an den Fahrkartenschalter stürzte. Sie ließ ihren Schirm liegen, sie vergaß auf die Münze zu warten, die ihr auf ein Goldstück herausgegeben wurde.

Sie sank endlich in eine Wagenecke mit einem Aufstöhnen.

O diese Fahrt! O die wilde Angst, das Herzklopfen dieser entsetzlichen Stunden!

Schwer verlegt — schwer verlegt!

Sie konnte nichts anderes denken als diese paar düsteren Worte. Würde sie ihn noch am Leben antreffen? Oder war es zu spät, auf immer und ewig zu spät für ein letztes Wort der Verzeihung, für einen bittenden Händedruck, für einen Abschied nach diesen langen Jahren der Entfremdung? Wenn die Menschen bei jedem Auseinandergehen dächten: vielleicht sehen wir uns niemals wieder, vielleicht ist dies der letzte Blick, den wir tauschen — wie gut würden sie zueinander sein! Wie diese vorwurfsvollen Augen, die er auf sie gerichtet, als sie ihm kühl und fremd die Hand gab, sie nun quälten und marterten, da sie ihn im Geiste vor sich liegen sah, bewußtlos, sterbend — tot! Hatte ihn eine bange Ahnung gepackt? Sie würde den Verstand verlieren, das fühlte sie, wenn sie seine Lippen auf immer verschlossen fände, wenn er unerreichbar wäre für ihren verzweifeltsten Aufschrei der Reue. Warum war sie nicht geblieben? Warum hatte ihr Verhängnis sie fortgelockt in diese Einsamkeit, in der keine Nachricht an sie gelangte?

Oft meinte sie, sie würde Dresden nicht lebend erreichen, es müßte ihr vorher die Angst das Herz abdrücken.

Sie wußte kaum, wie sie dann ausgestiegen, auf einen Wagen zugewankt war. Endlich stand sie vor

ihrem Hause und schleppte sich die Treppe empor. Sie mußte sich eine Weile an die Mauer lehnen und Atem holen, ehe sie den Mut fand, zu klingeln.

Ihre alte Köchin öffnete ihr und fing gleich zu weinen an.

Anna konnte nicht reden, nicht fragen. Sie wollte nicht hören, wie es stand. Zu ihm — zu ihm!

Die graue Gestalt einer Krankenschwester huschte durch den Flur. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und eilte ihr nach.

Da lag er in den Kissen, bleich, mit geschlossenen Augen.

Aber er hörte ihren Schritt, ihre Stimme. Langsam aus seinem Halbschlummer sich aufraffend, öffnete er die Lider und sah sie an. Er sah die wilde Angst auf ihrem totenblaffen Gesicht, er vernahm ihr Aufstöhnen.

Da wurden seine Züge weicher und milder. Ihr fassungloser Schmerz rührte ihn. Er versuchte zu lächeln, und mit seiner alten trockenen Ruhe, fast in einem scherzenden Ton, sagte er: „Nur ein gebrochenes Bein, Anna, eine Verrentung des Armes, einige Hautwunden — weiter nichts! Beruhige dich nur! Du brauchst dir den Witwenschleier noch nicht zu besorgen. Es hätte allerdings nicht viel gefehlt. Und nun bist du umgekehrt — es tut mir leid für dich! Ich bin von Schwester Berta wohl versorgt.“

„Ich las es in der Zeitung, heute erst — in Freiberg.“ Ihre Stimme schlug in ein Schluchzen um. Sie konnte nach der furchtbaren Nervenaufrregung ihre Tränen nicht mehr beherrschen und mußte sich erst im Nebenzimmer ausweinen, ehe sie wieder zu ruhiger Besinnung kam.

Als sie sich von ihrer Erschütterung erholt hatte, wäre es ihr Bedürfnis gewesen, sich im Kranken-

zimmer nützlich zu machen. Aber Schwester Klara löste Schwester Berta ab. Ihr blieb keine Gelegenheit, ihren guten Willen zu zeigen, und sie fühlte sich völlig überflüssig am Krankenbett ihres Mannes — und doch wußte sie kaum, was sie in ihrer stillen, einsamen Wohnung, in der sie alle Handarbeiten und Bücher weggeräumt, nur mit sich anfangen sollte.

Der Zustand schien ihr so unerträglich, daß sie schon am nächsten Morgen dem Arzt, der ihren Gatten behandelte, mit ganz energischem Entschluß entgegenteilte und bat: „Herr Geheimrat, nicht wahr, Sie erlauben, daß ich nun selbst die Pflege übernehme? Sie können mir den Kranken ruhig anvertrauen, ich habe jahrelang bei meinem gelähmten Vater eine traurige Übung in dieser Pflicht gewonnen und fühle mich beschämt, wenn die vielgeplagten Krankenschwestern statt meiner sich mühen.“

Sie flehte mit so dringendem Ernst, daß der alte Herr ihr ganz bewegt die Hand drückte und murmelte: „Alle guten Frauen sind Samariterinnen und wollen sich opfern — weiß schon, weiß schon.“

Der Geheimrat machte auch nicht viele Umstände.

„Also, lieber Kollege,“ sagte er gleich beim Eintreten, „nun wird Ihre liebe Frau Sie pflegen. Sie wissen ja, wie froh ich bin, wenn ich in der Klinik wieder ein paar Hände mehr habe. Nach Schwester Berta seufzt eine arme hysterische Kranke, die sich nur von ihr pflegen lassen will.“

„Natürlich — wenn Sie die Schwestern brauchen!“ meinte Euler zögernd, etwas betroffen.

Als er mit seiner Frau allein war, fragte er nur: „Hat der Geheimrat dir diese Mühe zugemutet, oder war es dein eigener Wille?“

„Es war mein eigener Wille, Paul,“ sagte sie rasch.

Sonst wurde nicht viel zwischen ihnen gesprochen. Aber diese beiden Menschen, die seit Jahren jedes Alleinsein vermieden hatten, blieben nun zusammen in der großen Stille eines Krankenzimmers, das ja immer wie eine abgeschlossene, verlassene Insel erscheint, um die nur in weiter Ferne das Tagesleben brandet. Hier spinnen sich gleichmäßig die Stunden ab, das Ticken der Uhr klingt lauter, es klingt langsamer, träger als sonst, aber eine müde Wunschlosigkeit, eine sanfte Ergebung breitet sich wie ein gütiger Trost über den vom Leben kaum berührten Raum, wenn jeder neue Tag nur leise Besserung bringt, wenn nur das schöne Ziel der Heilung vor Augen steht. Und diese beiden, die nun in der tiefen Stille wieder gegenseitig ihre Atemzüge belauschen konnten, hatten doch einmal zusammengehört. In dem rosigen Schimmer der Ampel erwachten Erinnerungen und huschten leise zwischen ihnen hin und her. Manchmal war es Anna, als hätte sie diese zehn einsamen Jahre nur geträumt, als müßte ihr Mann sie mit einem „Guten Morgen, mein Lieb!“ erwecken und sie mit zärtlichem Gruß auf den Mund küssen wie einst.

Sie hatte sich auf dem Sofa ein Lager zurechtgemacht, aber sie schlief so leise, daß sie aufsprang, wenn er sich nur regte, und in ihrem langen weißen Morgen- gewande, das sie nicht ablegte, sich über ihn beugte.

Wie spielend hatte die große Macht des Geschickes die Fremdheit und Förmlichkeit, in der sie gelebt, fortgeschoben und eine vertrauliche Annäherung zwischen ihnen erzwungen. Er hatte den rechten Arm in der Binde, das Bein in einem Gipsverband. Er war wie ein Kind ihrer Fürsorge überlassen.

Freilich ihre Lippen trockten noch immer im alten Schweigen, und wenn sie auch sein Haar glättete,

ihn mit ihrem Arm umschlang, um ihn zu stützen, ihn mit sanften Händen berührte, sie blieb nur die Pflegerin, nicht die zärtliche, ihm nahestehende Frau.

Aber er schien das Stillliegen, das ihn anfänglich schwer bedrückte, die ihm auferzwungene Untätigkeit mit einer größeren Geduld zu ertragen, und Anna schalt sich zuweilen im stillen eine Egoistin. Während er hilflos dalag, hatte sie die ersten wirklich zufriedenen Tage seit der Abreise ihrer Tochter durchlebt. Solange sie etwas für ihn tun konnte, wußte sie doch, wo sie hingehörte. Solange sie ihm nötig war, hatte sie wieder festen Boden unter den Füßen.

Beide zeigten kein Verlangen, Besuche einzulassen, auch dann noch, als der Medizinalrat schon das Bett mit dem Sofa vertauschen durfte. Anna las ihm vor; sie plauderten dann oft noch über das betreffende Buch, und manchmal bei der nachmittäglichen Teesunde, wenn der blaue Septemberhimmel zu den geöffneten Fenstern hereinleuchtete, und man nur ganz in der Ferne das Wagenrollen der Stadt hörte, umsing sie eine wunderbare Stimmung des Behagens und Friedens.

Sobald aber Euler an seinem Stab herumhumpeln, die Sprechstunden aufnehmen konnte, schien sich die alte Mauer wieder zwischen ihnen aufzutürmen, hinter der jedes sein eigenes Leben lebte, fern von dem anderen.

Eines Morgens stand Anna vor ihrem Spiegel und kämmte sich ihr braunes Haar, das noch reich und üppig in großen, weichen Wellen über ihren Rücken herabfloß.

Da trat ihr Mann nach kurzem Klopfen in ihr Zimmer, dessen Schwelle er seit Jahren nicht mehr überschritten hatte.

„Entschuldige, Anna,“ sagte er. „Ich habe umsonst nach dem Mädchen geklingelt. Willst du so gut sein und

mir die Krawatte binden. Ich kann meinen Arm noch nicht so hoch emporheben.“

„Gleich, Paul, nur einen Augenblick, nicht wahr, bis ich mein Haar aufgesteckt habe.“

Seine Augen blickten mit einem ernstern, wehmütigen Ausdruck auf die langen dichten Flechten, die sie eilig ordnete. „Nicht ein einziges weißes Haar, Anna! Wie jung du noch bist!“ sagte er mit einem ganz seltsamen weichen Ton.

Sie sah zu ihm empor und rief dann traurig, mit einem schmerzlichen Zucken um die Lippen: „Ach, das ist ja so gleichgültig! Ob ich alt oder jung bin — wen kümmert's? Ich wollte, ich wäre eine Greisin, ich wollte, ich hätte schon schneeweißes Haar, dann wäre mein Herz wohl auch ganz ruhig und still und trüge gelassen die Strafe der Vereinsamung, die du über mich verhängt hast. Vielleicht, wenn ich einmal eine ganz alte Frau bin, dann liegen die Erinnerungen an die Stürme der Jugend so weit, so weit hinter uns, daß wir weniger stumm und fremd nebeneinander hinleben als jetzt!“

Sie war aufgestanden. Ihre Finger zitterten, während sie ihm den Krawattenknoten schlang.

Er legte ihr die Hand auf den Arm und schaute sie forschend an. „Die Strafe der Vereinsamung, die ich über dich verhängt habe?“ wiederholte er langsam, in tiefem Ernst. „Ich weiß nicht, was du sagen willst. Du selbst hast dich von mir losgelöst, hast mir offen eingestanden, daß du einen anderen liebst, daß du mit diesem anderen fortvolltest in die weite Welt, daß nur der Gedanke an unser Kind dich von diesem Schritt zurückhielt. Um der Tochter willen sind wir beisammen geblieben. Aber ich konnte der Frau, die nur widerwillig an meiner Seite ausharrte, doch meine Liebe nicht mehr aufdrängen! Ich bedeutete ja nichts, gar

nichts in deinem Leben! Über mein Herz bist du einfach weggeschritten ohne die geringsten Bedenken, ohne das leiseste Zögern! — Weißt du, ein Mann, der so bitterlich gekränkt worden ist von einer Frau, die er liebte, der bettelt nicht mehr um ihre Zärtlichkeit, wenn er einen Funken Stolz besitzt.“

Ein solches Weh, solch tiefer Schmerz klang durch seine Stimme, als wären nicht Jahre seit jenem verhängnisvollen Morgen verflossen, als stünde unverwundet und unvergeßlich wie eingebrannt in seine Seele ihr tolles Geständnis zwischen ihnen.

Anna stand so überrascht vor diesem plötzlichen Einblick in sein Herz, vor dieser Flamme, die aus dem Felsen hervorprühte, daß sie ihm sprachlos nachstarrte, ihn gehen ließ, ohne ein Wort der Erwidderung.

Aber dann, dann hob sie die Arme und atmete auf wie eine Erlöste, als sank die Qual eines ganzen Jahrzehnts von ihr ab, als blitzte durch das stumpfe Grau ihrer traurigen Entfagung mit einem Male ein heller, befreiender Lichtstrahl.

Endlich, endlich hatte er doch das Schweigen gebrochen!

Mit einer süßen Wehmut verlebte sie den Tag.

Er war so klar, so blau! Wie diese Herbstpracht sie ergriff!

„Nachsommer!“ sprach sie einmal wie verträumt vor sich hin.

Als ihr Gatte des Abends heimkam, standen dunkle Rosen auf dem Tisch, die mit ihrem Duft das Gemach erfüllten. Mit bewegter Stimme las sie ihm einen Brief der Kinder vor, die mit Begeisterung ihren ersten Tag in ihrem neuen schönen Heim schilderten und von Dank überflossen über die liebevollen Überraschungen der Eltern.

Dann, als es ganz still geworden im Hause und auf der Straße, und Euler behaglich in seinem Lehnstuhl ruhte, trat sie zu ihm und legte den Arm um seinen Hals. „Paul,“ sagte sie, „wenn ich nun zu dir käme und um Verzeihung flehte nach so langer, langer Zeit! Wenn ich nun bettete: vergiß doch endlich, endlich, was ich dir zu leid getan! Glaub mir, es war eine so flüchtige Tollheit, daß keine Spur in meiner Erinnerung zurückgeblieben ist. Ich habe ja so grausam dafür gebüßt. Wäre es nicht möglich, daß wir Einsamen etwas näher zusammenrücken als seit langen, traurigen Jahren?“

Ihre Stimme war verschleiert, und als er ihren Kopf zu sich herabzog, sah er große Tränen in ihren Augen.

Langsam blickte er ihr in das bewegte Gesicht, und seine strengen Züge wurden sanfter, er strich ihr mit der Linken über das Haar und sagte mit einem Seufzer: „So lange, so lange hast du uns warten lassen auf dieses erlösende Wort! Schau, damals nach jener Gewitternacht, an jenem düsteren Morgen, als ich durch die fremde Marktstraße hinlief, um meine Pflicht als Arzt zu tun, da habe ich mir in meinem grimmigen Zorn geschworen, daß ich lieber zu Grunde gehen wolle, als dir zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Später dann, als wir wieder im alten Geleise weiterlebten, da habe ich freilich gehofft, daß doch einmal eine Stunde kommen müsse, in der du mir gestehen könntest: du seist genesen, du hättest vergessen, du wärest wieder ganz die Meine. Aber die Stunde blieb aus. Ich bin alt und grau geworden, wir werden über kurz oder lang wohl Großeltern sein, und der Tod mußte mir drohen, bis du endlich — endlich fühltest, daß ich doch noch einen Platz in deinem Herzen habe. Ist es nicht schade für die verlorene Jugend, für all das verlorene Glück?“

Sie lächelte mit nassen Augen. „Ich hatte nicht den Mut, Paul. Ich war immer viel zu scheu vor dir, viel zu furchtsam. Und ich hatte solche Angst, du würdest mich fortweisen, dich finster von mir abwenden. Und dann — ich habe erst jetzt, seit Irene uns verlassen hat, seit wir wieder so allein sind, die Wahrheit erkannt, das Wunder in meinem eigenen Herzen entdeckt: Ich habe dich viel, viel lieber jetzt, Paul, jetzt nach zwanzig Jahren, als damals, da ich dein Weib wurde!“

Er hielt sie fest an sich gedrückt in seligem Schweigen. „Wie schön, daß ich das noch erleben durfte, Anna!“ murmelte er dann in tiefer Erschütterung.





Die Fabrikation der Glühlampen.

Technische Skizze von Th. v. Wittembergk.

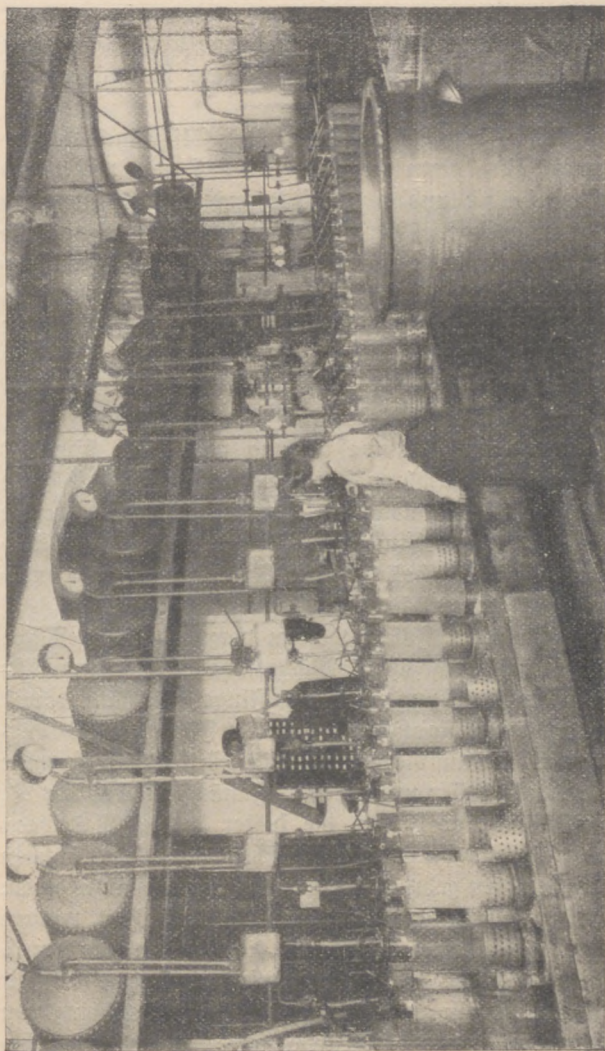
Mit 14 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

So vortrefflich die elektrischen Bogenlampen in ihrer Art für Straßen, Plätze und große Hallen sind, die elektrische Beleuchtung würde nie eine so bedeutende Verbreitung gefunden haben, wie sie gegenwärtig besitzt, wenn es den Elektrotechnikern nicht gelungen wäre, in den Glühlampen Beleuchtungskörper zu schaffen, die es ermöglichen, das elektrische Licht auch in kleineren Räumen bequem und wohlfeil zu verwenden.

Bis dieses Ziel erreicht wurde, war ein langer und mühevoller Weg zurückzulegen. Bereits im Jahre 1845 hatte Starr die ersten Versuche mit Glühlampen angestellt, und andere Forscher folgten ihm. Aber erst Ende der Achtzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts erfand Edison die erste, praktisch wirklich brauchbare Glühlampe, die sich dann bald, nachdem an ihr noch einige Verbesserungen vorgenommen waren, als Edison-Lampe die Welt eroberte. Jetzt war der Stein ins Rollen gekommen, und allenthalben tauchten in Kürze Glühlampen auf, die im wesentlichen derjenigen Edisons



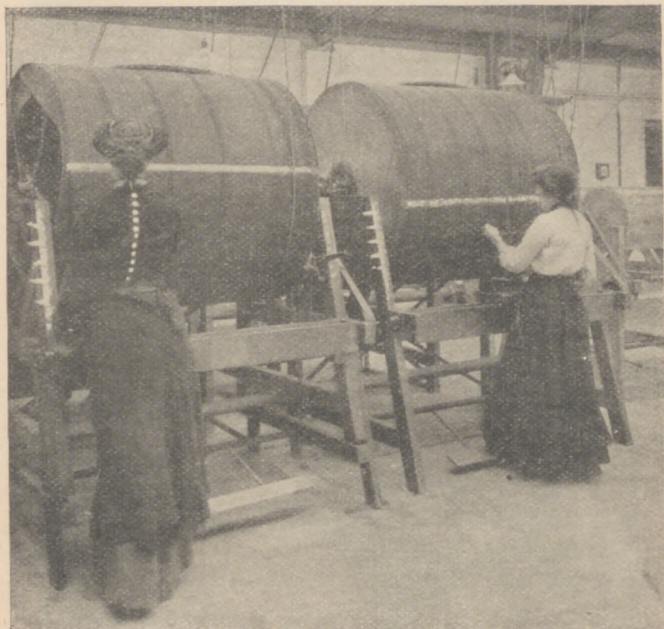
Die Herstellung der Glühfäden aus der Zellulosefaser.

glichen und nur durch diese oder jene Abweichung noch eine höhere Leuchtkraft und längere Brenndauer zu erzielen suchten.

Edison benutzte anfänglich als Glühbügel Platindrath, ging dann zu einem Bügel von verkohltem Papier über und verwendete endlich eine hufeisenförmig gebogene, verkohlte Bambusfaser. Heute gebraucht man vorwiegend zur Herstellung der Glühbügel Baumwolle. Zwar bewegt sich gegenwärtig die Fabrikation der Glühlampen nach festen bewährten technischen Regeln, aber trotzdem ist sie keineswegs so einfach, wie es wohl scheinen könnte. Vielmehr sind mehr als vierzig einzelne Behandlungsweisen nötig, bevor eine Glühlampe fix und fertig ist. Um das Fabrikationsverfahren der Glühlampen, wie es heute im allgemeinen üblich ist, kennen zu lernen, wollen wir daher in Gedanken ein elektrotechnisches Etablissement besuchen, das sich ihre Anfertigung zur Hauptaufgabe gemacht hat.

In unserer Fabrik werden vorzugsweise weibliche Arbeitskräfte beschäftigt. Mädchen haben leichtere und in mancher Beziehung geschicktere Finger als Männer, und deshalb wissen sie auch mit den feinen Fäden, die als Glühbügel dienen und die den wichtigsten Teil der Glühlampen darstellen, besser umzugehen. Zunächst wollen wir die Herstellung der Fäden, die später in die Glasbirnen eingefügt und durch den elektrischen Strom zum Glühen und Leuchten gebracht werden, in Augenschein nehmen. In der Fabrik, der wir einen Besuch abstatten, werden diese Fäden oder Bügel aus Baumwolle gewonnen. In dem ersten Raum, den wir betreten, sehen wir die Baumwolle in Kufen in eine Chlorzinklösung von einem bestimmten Mischungsverhältnis und einer bestimmten Temperatur eingelegt, wodurch die Baum-

wolle in Zellulose umgewandelt wird. Diese Masse, die wie Honig oder Leim aussieht, wird nun in dem anstoßenden Raum mittels Druckluft in Glaszylindern, die mit Weingeist gefüllt sind, weiter behandelt. Sie



Das Trocknen der Fäden.

wird dabei durch Düsen von verschiedener Weite, je nachdem stärkere oder schwächere Fäden für Lampen von 1000 oder 16 Kerzenstärke gewünscht werden, gedrückt. Die aus den Düsen herausquellenden Fäden, die Ähnlichkeit mit Fadennudeln oder Geigensaiten haben, wickeln sich in den Glaszylindern selbst auf. Jetzt läßt man sie drei bis vier Tage in einer Binde-

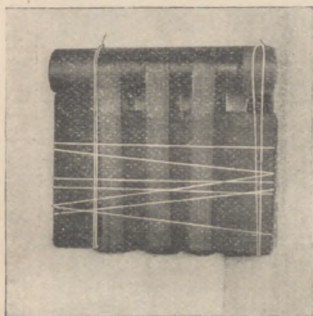
flüssigkeit, worauf sie 24 Stunden hindurch in fließendem Wasser gebracht werden, damit sie alle noch zurückgebliebenen Unreinlichkeiten verlieren.



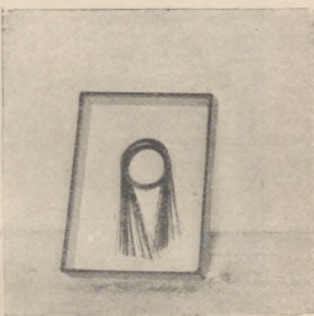
Aufwickeln der Fäden auf die Former.

Nun werden sie dem Trocknen unterworfen. Zu diesem Zweck werden die Fadenrollen, mit denen man sehr vorsichtig umgehen muß, damit sie nicht zerreißen, auf eine Drehtrommel übertragen. Ein einzelner Faden

ist oft mehrere hundert Meter lang. Nachdem die Fäden auf den Trommeln aufgewickelt sind — eine einzelne Trommel faßt mehr als einen halben Kilometer Fadenslänge — werden die Trommeln in einen Raum mit hoher Temperatur, den wir jetzt betreten, zum Trocknen getragen. Durch das Waschen in dem fließenden Wasser und das Trocknen schrumpfen die Fäden beträchtlich ein, dafür gewinnen sie aber an Festigkeit, so daß sie



Ein Former, fertig zum Erhitzen.



Karbonisierte Fäden.

nach Belieben behandelt werden können. Sind die Fäden nochmals auf ihre Beschaffenheit und Festigkeit geprüft, so werden sie nun auf Holzfohlerollen, die sogenannten Former, aufgewickelt, um ihnen die erforderlichen Windungen und Bogen zu geben, die für die fertige Lampe nötig sind.

Jetzt werden die Fäden verkohlt oder karbonisiert. Durch das Karbonisieren wird den Fäden ein verhältnismäßig hoher Widerstand gegen den elektrischen Strom verliehen, so daß nun erst die Fäden sich genügend erhitzen und dadurch leuchten. Zur Karbonisierung werden die Former mit den Fäden in Schmelzriegeln, die Graphitpulver enthalten, eingebettet. Graphit ist die

reinste Form des Kohlenstoffs. Mit den Schmelztiegeln werden Koks-Schmelzöfen besetzt, in denen die Temperatur bis auf 1600 Grad steigt. Nach dem Erkalten der Öfen werden die Tiegel mit den Formern herausgenommen. Diese Feuerprobe stellt einen trockenen Destillationsprozeß dar, bei dem alle Stoffe außer Kohlenstoff verflüchtigt werden. Wenn die Fäden in den Öfen wandern, sind sie grau, nach dem

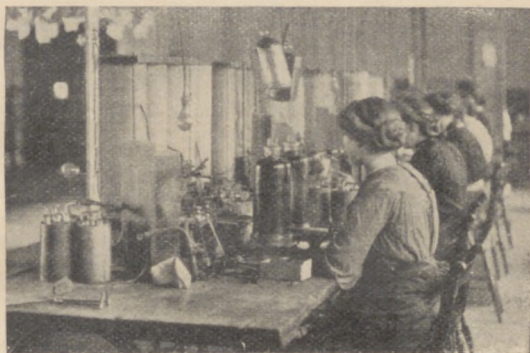


Beschlagen der Fäden.

Erhitzen aber sind sie schwarz, glänzend und sehr hart. Die karbonisierten Fäden werden nun in einen anderen Raum zu Arbeiterinnen gebracht, die sie nach ihrer Stärke fortieren und mittels eines Mikrometermeßapparates messen. Ist mit Hilfe dieses Instrumentes die Stärke der einzelnen Fäden genau bestimmt, so werden sie in die erforderlichen Längen zerschnitten.

Bekanntlich muß zwischen den Kohlenfäden und der elektrischen Leitung eine sehr gute Verbindung bestehen, damit die Glühlampen gut leuchten. Diese Ver-

bindung wird hergestellt durch Platindrähte, die an die Enden des Fadens angefügt werden. Zunächst werden die Platindrahtrollen durch eine Maschine in Stücke von gewünschter Länge zerschnitten. Arbeiterinnen drücken dann die Drahtstücke an ihren Enden zu feinen Röhrchen, in die dann die Enden des Kohlenfadens eingeschoben werden. Mit einer kleinen Zange

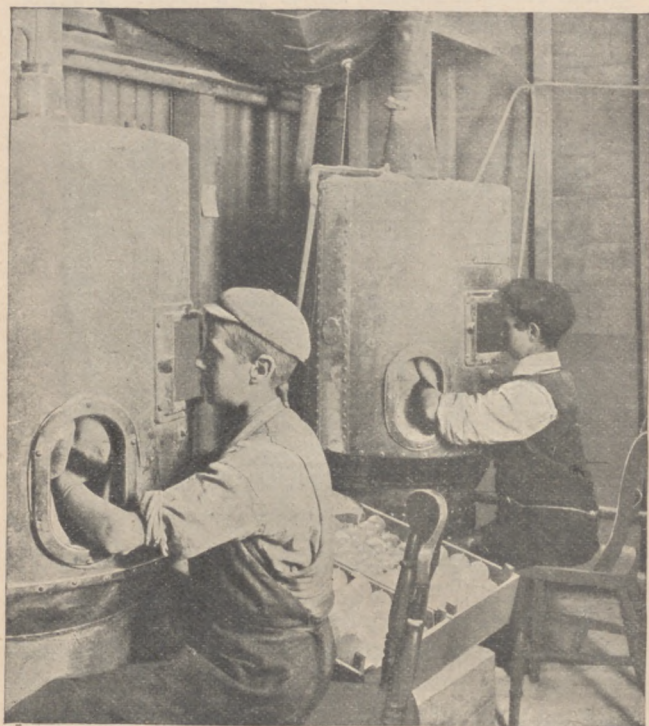


Das Abbrennen der Fäden.

werden die Platinröhrchen fest an die Kohlenfadenenden angekniffen.

Nun wird der Kohlenfaden beschlagen, was wir im nächsten Raum beobachten wollen. Eine jede der Arbeiterinnen hat vor sich einen Behälter mit Benzin stehen und an ihrer Seite eine elektrische Batterie. Über dem Benzinbehälter ist eine Art Spinnrossel angebracht, die mit Baumwollfäden umwickelt ist. Diese Maschine legt über die Verbindungsstellen des Kohlenfadens mit den Platindrähten eine kreuzweise Lage von Baumwollfäden. Nun klappt die Spinnrossel herab, und Kohlenfaden und Platindrähte mit ihrer Umwicklung von Baumwollfäden an den Ver-

bindungsstellen tauchen in das Benzinbad. Jetzt schaltet die Arbeiterin die Platindrähte in die elektrische Leitung ein, wodurch die Verbindungsstellen in der Flüssig-



Das Mattieren der Glasbirnen im Sandgebläse.

keit in Weißglut geraten. Infolgedessen schlägt sich Kohlenstoff aus dem Benzin auf die Verbindungsstellen nieder, so daß nun die Platindrähte sicher mit den Kohlenfaden verbunden sind und später, wenn der Kohlenfaden mit den Platindrähten in der Glasbirne

eingeschlossen ist, eine gute Fortleitung des elektrischen Stromes gewährleistet ist.

Zum Schutz der Arbeiterin sind verschiedene Vorkehrungen getroffen. Hinter ihr sind Luftabsauger angelegt, die die sich entwickelnden Dämpfe abführen.

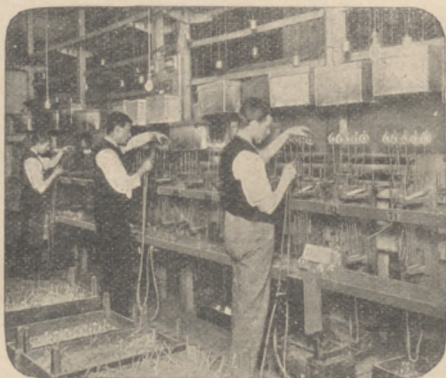


Ansehen der Röhre an die Birne.

Wenn durch die Berührung des elektrischen Stromes mit dem Benzin eine Entzündung entsteht, ist es nur nötig, den Deckel des Benzinbehälters sogleich fest niederzuschlagen.

Die nächste Vornahme ist das Abbrennen der Fäden. Der Kohlenfaden der Glühlampe muß, wenn ihn der elektrische Strom durchläuft, diesem einen hohen Widerstand entgegensetzen, aber der Widerstand darf doch auch nicht zu hoch sein. Um die richtige Höhe des

Widerstandes herbeizuführen, dazu dient das Abbrennen. Der Faden mit feinen Platindrähten wird von einer Arbeiterin in einem Träger unter eine Luftpumpe gestellt. Nachdem die Luft ausgepumpt worden ist, werden in den Glasrezipienten der Luftpumpe Benzindämpfe eingelassen. Jetzt schaltet die Arbeiterin den Kohlenfaden in den elektrischen Strom ein, so daß er bis zur Weißglut erhitzt wird. Die hohe Temperatur



Luftentleerung mit Sprengels Quecksilberpumpe.

zerlegt die Benzindämpfe in ihre Bestandteile, Kohlenstoff und Wasserstoff. Der Wasserstoff wird durch die Luftpumpe abgesaugt, der Kohlenstoff aber schlägt sich auf dem Faden nieder. Hierdurch werden alle Unebenheiten beseitigt, so daß nun der elektrische Widerstand des Fadens auf die passende Höhe gebracht ist. Nun erst ist der Faden völlig so zugerichtet, daß er in die Glasbirne eingeschlossen werden kann.

Wir wollen jetzt die Abteilung der Fabrik aufsuchen, wo die Glasbirnen durch ein Sandgebläse mattiert werden. Man mattiert die Glasbirnen des-

halb, weil ein gedämpftes Licht für das Auge angenehmer als ein grelles ist. Die Mattierung wird dadurch hervorgerufen, daß die Glasbirnen, wie unsere Illustration zeigt, in einen kesselähnlichen Apparat gesetzt werden, wo ein Sandgebläse auf sie einwirkt.



Behandlung der Lampen mit einem Strom von hoher Spannung.

Indem das Gebläse unzählige Sandkörnchen mit Gewalt gegen die Oberfläche der Birnen schleudert, werden von dieser kleine Glasteilchen abgesplittert, so daß sie rauh und weißlich wird.

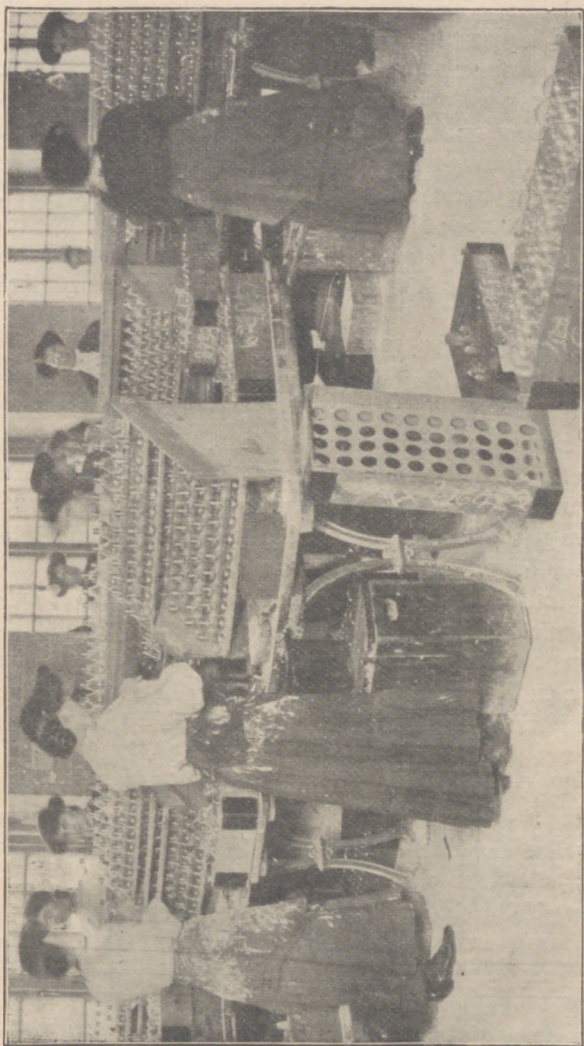
Wir betreten nun die Glasbläserei der Fabrik, wo die Birnen weiter zugerichtet, und der Kohlenfaden mit seinen Platindrähten in eine jede Birne eingesetzt wird.

Der Arbeiter, der diese Arbeiten ausführt, hält zuerst den Kopf der Birne über eine Lötrohrflamme und setzt an ihn eine Glasröhre von etwa 12 Zentimeter Länge an. Durch dieses Röhrchen wird später die Luft



Der Photometerraum.

aus der Birne ausgepumpt. Der Hals der Birne wird nun geschmolzen und zu ein paar „Lippen“ geformt, durch die der Kohlenfaden mit den Platindrähten eingeführt wird. Mit ihren Enden bleiben die Platindrähte außerhalb der Lippen, so daß sie aus ihnen etwas herausragen. Jetzt wird das Glas wieder in



Einlitten der Glasbirnen in die Sodiel.

der Flamme erweicht und darauf fest an die Platindrähte angeedrückt, um den Luftdurchtritt zu verhindern. An dem zugeschmolzenen Ende des Birnenhalses werden darauf zwei wulstartige Ränder gebildet, die der Birne einen genügenden Halt bieten sollen, wenn sie später in den Sockel der Glühlampe eingefügt wird. Endlich werden die herausstehenden Enden der Platindrähte nach hinten herumgebogen, und darauf wird nochmals eine jede Birne über der Flamme gedreht und erwärmt.

Jetzt muß die Luft aus den Birnen ausgepumpt werden. Die Luftentleerung ist nötig, weil sonst der Kohlenfaden in Folge des Sauerstoffgehaltes der Luft verbrennen und viel Kraft in Form von Wärme durch die Luft abgeleitet und verloren gehen würde. In dem Raum, in dem die Entleerung der Birnen vorgenommen wird, sind die Birnen in Gruppen zu fünf Stück durch längere Glasröhren mit einer Luftpumpe verbunden und werden zur Ausdehnung der in ihnen enthaltenen Luft über Gasbrennern erwärmt. Die Luftpumpe saugt einen gewissen Teil der Luft aus den Birnen heraus, aber damit eine möglichst vollständige Entleerung erreicht wird, werden sie noch unter die Sprengelsche Quecksilberpumpe gebracht.

Noch immer sind jedoch in den Kohlenfädchen Luftteilchen enthalten. Um auch diese noch zu entfernen, werden die Birnen in einen elektrischen Strom eingeschaltet, der eine um dreißig Prozent höhere Spannung besitzt als derjenige, der sie bei dem gewöhnlichen Gebrauch durchfließt. Mit Hilfe eines Spannungsmessers kann die betreffende Arbeiterin erkennen, wie hoch die Spannung des Stromes ist, den sie durch den Kohlenfaden durchlaufen läßt. Aus der Färbung des erglühenden Kohlenfadens ersieht sie dann, bis zu



Prüfung der Durchgängigkeit des elektrischen Stromes bei den fertigen Lampen.

welchem Grade die Luft aus der Birne entleert worden ist. Bei geringer Lustentleerung ist der Glanz des Kohlenfadens blau oder grauweiß, bei hoher apfelgrün.

Nun wandert die Birne in den Photometerraum, wo ihre Lichtstärke bestimmt wird. Die Lichtstärke der gewöhnlichen Glühlampen beträgt 16 Hefnerkerzen. Die Arbeiterin, die die Birnen auf ihre Lichtstärke untersucht, hat eine Normalkerze an einem Photometer vor sich, an dem ein Jolyprisma befestigt ist. Durch die Anwendung dieser Instrumente kann sie die Lichtstärke des erglühenden Kohlenfadens genau messen und auch den Kraftverbrauch einer jeden Birne nach Watts feststellen. Hat sich die Brauchbarkeit der Birne ergeben, so wird darauf die Lichtstärke und ihr Kraftverbrauch vermerkt, worauf sie abgestempelt wird.

Jetzt müssen nun die Birnen noch in ihre Sockel eingefügt werden. Sie werden von den Arbeiterinnen mit einer Kittmasse, die gegen hohe Temperaturen und Feuchtigkeit unempfindlich ist, in den Porzellankörper der Sockel eingekittet. Bei Lampen für hohe Spannung werden die Sockel äußerlich mit Messing, für niedrige Spannung mit Glas eingefasst. Eine jede Lampe wird nun nochmals von Arbeitern auf ihren Bau und ihre Brauchbarkeit hin sorgfältig geprüft. Namentlich handelt es sich darum, festzustellen, ob die Lustentleerung nicht gelitten hat, und ob die Kontakte, die im Innern der Sockel von den Platindrähten zu den elektrischen Leitungsdrähten hingehen, eine tadellose Verbindung herstellen.

Nachdem die Lampen vier bis fünf Tage in einem Trockenraum gelagert worden sind, werden sie daher abermals von Arbeiterinnen auf die Durchgängigkeit des elektrischen Stromes hin geprüft. Alle etwa fehler-

haften Lampen werden ausgeschieden. Mit den nötigen Bemerkungen über Lebensdauer und die normale Spannung für die Abnehmer versehen, werden sie nun verpackt, so daß sie jetzt für den Versand fertig sind. Wie erwähnt, werden die gewöhnlichen Glühlampen meist mit einer Lichtstärke von 16 Kerzen hergestellt. Die Lebensdauer solcher Glühlampen mit einem Stromverbrauch von etwa 4 Watt für die Kerze beträgt durchschnittlich 1000 Stunden. Allein nicht alle Lampen erreichen tatsächlich diese Brenndauer. Manche brennen nur einige Stunden, andere mehrere hundert Stunden, und ein Teil brennt wirklich fast bis zur vollen Lebensdauer. Die Hauptbedingung für eine lange Lebensdauer ist, daß die Spannung mit peinlicher Sorgfalt in der vorgeschriebenen Höhe gehalten wird.

Hiermit wollen wir unsere Besichtigung beschließen. In neuerer Zeit hat man den Kohlenfaden der Glühlampen bei verschiedenen Lampenkonstruktionen, wie der Osmiumlampe, der Kernslampe und der Tantallampe, durch einen Faden aus den entsprechenden Metallen oder aus einem Gemisch verschiedener Leiter zweiter Klasse ersetzt. Alle diese Konstruktionen besitzen den Kohlenfadenglühlampen gegenüber gewichtige Vorzüge, haben aber auch dafür noch diese oder jene Mängel oder kleine Nachteile, so daß sie nur erst eine mäßige Verbreitung gefunden haben. Sicher wird die rasstlos arbeitende Technik durch zweckdienliche Verbesserungen diese Mängel beseitigen. Bis dahin aber dürften im allgemeinen die Kohlenfadenglühlampen das Feld behaupten.





Babys erste Krankheit.

Ein Bild aus dem Familienleben. Von Siegbert Salter.



(Nachdruck verboten.)

Das Baby war schrecklich süß, es war sogar goldig. Das ließ sich dokumentarisch belegen; denn nicht nur Tanten und Basen, Onkel und Vettern, Nachbarn und Nachbarinnen versicherten's mündlich, es war auch tagtäglich in den rührendsten Briefen zu lesen, die von der auswärtigen Verwandtschaft, der man Babys erste Photographie geschickt hatte, eintrafen.

Diese Idealisierung der Begriffe mag begreiflicher erscheinen, wenn ich bemerke, daß besagtes Baby ein männliches Baby war und sich zufällig in einer Familie eingestellt hatte, wo die Töchter die überwiegende Majorität bildeten.

Der „Prinz“, wie Baby vom Großvater auch genannt wurde, nahm alle Huldigungen gleichmütig hin und füllte sein junges Dasein mit Schlafen, Heulen und Trinken wacker aus. Manchmal auch, wenn er so recht gut diniert hatte, lag er mit hellen, offenen Augen da und ließ den erstaunten Blick bedächtig an der Zimmerdecke einherespazieren.

Es ist selbstverständlich, daß Baby, wie es einem rechten Prinzen zukommt, bestimmend auf die Hausordnung einwirkte. Dem Arbeitsplan wurde Abends

noch eine Stunde angefügt, denn Baby fing mit programmmäßiger Pünktlichkeit erst um elf Uhr an, allmählich seine Heulmaschine außer Betrieb zu setzen. Statt um halb acht erschien seit seiner Ankunft der Morgenkaffee schon um sieben auf dem Tisch, weil Baby um halb acht geruhte, sein zweites Frühstück herbeizubrüllen. Wenn er sich in seinem Wagen bloß rührte, geriet das ganze Haus in Aufruhr. Die Kinderfrau rannte in die Küche, die Köchin stürzte ins Wohnzimmer, und die Mama ließ alles stehen und liegen, den Gatten nicht ausgeschlossen, und eilte zu ihrem „armen Mauji“.

Der Gatte war überhaupt eine bedauernswerte Figur geworden. Er kam sich fast als Strohwitwer vor, für die liebe Gattin war er kaum noch vorhanden. Eine schlimme Stunde fand ihn sogar gramvoll gebeugt über das neue Beinkleid, dem er mit höchst-eigenen Händen einen Knopf aufzunötigen versuchte. Und das schlimmste dabei war, daß er sich dazu Nadel und Faden selbst hatte zusammensuchen müssen, denn auch die mehr oder minder dienstbaren Hausgeister standen nur noch zur Verfügung Seiner Hoheit des Babys, und was immer auch der „Herr“ des Hauses von ihnen verlangte, sie konnten ihm nie zu Diensten sein.

Eines Abends sollte der „Prinz“ wie gewöhnlich in die Badewanne gesteckt werden. Mama zog ihm unter Scherzen und Rosen die zierlichen Gewänder ab, und Baby erwiderte die zärtlichen Angriffe auf seine verschiedenen Körperteile mit heftigem Gestampel und lustigem Krähen.

Da, als die letzte weiße Hülle niedergesunken war und Mauji auf dem warmen Frottiertuch saß, nackt und rundlich wie ein kleiner Liebesgott, fuhr Mama auf einmal kreidebleich in die Höhe: auf Babys dickem

Armchen leuchteten seltsame, hellrote Flecken; leuchteten und flammten auf der zarten weißen Haut wie frisches Blut auf Morgenschnee. Und in der Mitte zeigten sich feine Pünktchen. Das ganze kleine linke Armchen bedeckten sie und fanden sich vereinzelt selbst auf dem linken Strampelbeinchen.

Einer Dymnacht nahe starnte die Mutter auf die geröteten Stellen, sprachlos, wie hypnotisiert. Ihre Augen hefteten sich in tödlicher Angst auf das zappelnde Körperchen, bis Baby, dieser langen reglosen Besichtigung ungewohnt, zu heulen anfang.

Da kam sie wieder zu sich. Mit einem heftigen Aufschrei schnellte sie in die Höhe. Schnell wurde das Kind in warme Tücher eingehüllt, in sein Bettchen hineingesteckt, und im nächsten Augenblick schon stand sie am Telephon. — —

Doktor Scholz hatte es sich nach beendeter Sprechstunde gerade bequem gemacht, lehnte behäbig in seinem Schaukelstuhl, blies aus einer guten Zigarre blaue Rauchwölkchen in die Luft und überflog mit zufriedenen Augen das Abendblatt.

Plötzlich schrillt die Telephonglocke, scharf, schneidend, nervenzerreißend. Mit einem Schwung wippt der so unsanft aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckte Doktor aus dem Wiegesessel empor und eilt, so schnell es seine etwas zur Korpulenz neigende Körperverfassung zuläßt, an den Apparat, der unaufhörlich sein gellendes Geklingel hören läßt.

Da ist sicher etwas passiert — Automobilunfall — Eisenbahnunglück, dachte er und nahm den Hörer vom Haken.

„Hier Doktor Scholz ... 'n Abend, gnädige Frau ... So—o—o? ... Rötlich sind die Flecken? ... Und wie sehen sie aus? ... Sie meinen? ... So ... Wie

gnädige Frau meinen . . . In einer halben Stunde bin ich da.“

Gerade sehr erbaut war Dr. med. Ottokar Scholz nicht über die Unterbrechung seiner abendlichen Siesta. Aber es schien dringend zu sein, der armen Mutter angstgequälte Stimme hatte förmlich gezittert durchs Telephon und so eigentümlich feucht geklungen wie von mühsam unterdrückten Tränen. Schicksalergeben klingelte er seinen dienstbaren Geist herbei und ließ eine Droschke holen. — —

Wollt ihr wissen, wie lange eine halbe Stunde währt? Fragt eine Mutter, die am Bettchen ihres erkrankten Lieblinge sitzt und mit pochendem Herzen der Ankunft des Arztes harret.

Horchend beugt sie sich über das kleine Bübchen, lauscht seinen Atemzügen, befühlt die matschigen Händchen. Dann eilt sie ans Fenster, ob der Doktor denn immer noch nicht kommt. Jetzt geht sie beklommenen Herzens ins Arbeitszimmer des abwesenden Gatten und greift sich den Band M des vielbändigen Allweltslexikons heraus.

Masern: rote Flecken, Röteln, Morbilli rubeolae — die Buchstaben tanzen ihr vor den Augen — eine ansteckende Krankheit, welche durch einen roten fleckigen Hautausschlag gekennzeichnet ist — die Ärmste kämpft mit einem Ohnmachtsanfall — (vgl. Tafel „Hautkrankheiten“ Fig. 8). Sie droht umzusinken und schleppt sich nur mühselig zum Bücherschrank zurück, um den Band H zu befragen.

Um Himmels willen, wenn das Kind die Masern bekommen hätte! Aber wo? Von wem? Sie zermartert ihr armes Hirn, und eine wahnsinnige Angst treibt sie wieder an das kleine Lager, wo sie grübelnd und sinnend sich niederkauert.

Tausend Schwüre, ihr Kind nie mehr allein fort zu lassen, quellen aus ihrer verängstigten Seele. Tausend Dinge, die sie nie getan, bittet sie dem kleinen Wesen ab, das ruhig und lieblich schlummert, ahnungslos der furchtbaren Qualen, die Mama an seinem Bettchen erduldet. Endlich tönt die Korridorglocke, leise, zurückhaltend tönt sie, als käme jemand, der Schlimmes, Schweres zu finden fürchtet. Die Mutter springt empor. Das muß der Doktor sein!

Feucht steigt es ihr in die geröteten Augen, als sie dem heiß ersehnten Helfer entgegengeht. Sie läßt ihm kaum Zeit, Hut und Stock abzulegen, und zieht ihn, fiebernd von bangender Ungeduld, mit sich.

Der kleine Knirps wurde nun aus seinem schönen Schlaf aufgeweckt. Man richtete ihn sanft empor: müde ließ er und lallend sein Köpfchen auf das Deckbett hinabsinken. Aber es half ihm nichts, er mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm das lange Nachthemdchen abstreifte. Da wurde er denn allmählich wach, stemmte die dicken Fäustchen gegen die Augen und wühlte damit energisch in ihnen herum. Dann blinzelte er verschlafen einige Sekunden in das helle Licht und ließ fragend seine Blicke von Mama auf den fremden Mann an seinem Lager wandern.

Der hatte sein Armchen ergriffen und prüfte mit forschenden Augen die roten Flecken, die bereits etwas von ihrer ursprünglichen Schärfe verloren hatten und zum Teil blaßrot geworden waren. Die Mutter aber stand daneben mit niedergeschlagenen Augen und tief geneigtem Haupt, wie jemand, der seinem Todesurteil entgegenharrt.

Doktor Scholz sah und sah, prüfte und prüfte, betupfte mit leichtem, behutsamem Finger das kleine Armchen, und sein Antlitz legte sich in ernste Falten.

„Meine liebe gnädige Frau,“ sagte er endlich, indem er die leis Erbebende ganz eigentümlich durch seine blinkenden Brillengläser anblickte, „treten Sie, bitte, etwas zurück — es ist ansteckend.“

Doch als er bemerkte, welche niederschmetternde Wirkung seine Worte auf die blaß und zitternd dastehende Mutter ausübten, fügte er schnell hinzu: „Aber Sie mögen sich beruhigen, es ist nichts Schlimmes; noch nie ist ein Kind daran gestorben.“

Da rannen plötzlich schwere, erlösende Tränen über die Wangen der Mutter; die Freude trieb eine zarte Röte auf ihre Wangen, und glücklich und dankersüßten Herzens preßte sie die Hände des Arztes in den ihrigen.

Der aber ließ sich nicht lange aufhalten und fuhr gar eifrig in seiner Untersuchung fort, drehte das kleine, nun gänzlich munter gewordene Kerlchen, das fröhlich mit den Händchen auf die Decke patschte, um und um, durchforschte sein Hemdchen, seine Kissen, sein Lager, und plötzlich sah die ob solch seltsamen Gebarens erstaunte Mutter den Doktor hurtig nach etwas haschen.

Noch ehe sie fragen konnte, rief dieser, indem er ein winziges schwarzes zappelndes Etwas zwischen Daumen und Zeigefinger gegen das Licht hielt: „Sehen Sie, meine liebe gnädige Frau, dieses kleine Tierchen, *Pulex irritans*, ist der böse Krankheitserreger. Er zwickt ja sehr unangenehm, aber gefährlich wird er nie. Und nun wollen wir ihm die Vorzüge und Annehmlichkeiten der frischen Luft zu Gemüte führen.“

Damit schleuderte er den unglücklichen Floh durchs Fenster. Dann bettete er den kleinen Mann sanft und sorglich in die Kissen zurück und verließ mit vergnügtem Schmunzeln das Gemach, um die glückstrahlende Mutter allein zu lassen mit ihrem aus so schwerer Gefahr erretteten Baby.





Die deutschen Gemeinden des Tosatals.

Bilder aus dem nördlichsten Italien.

Von W. Hörstel.

Mit 8 Illustrationen.

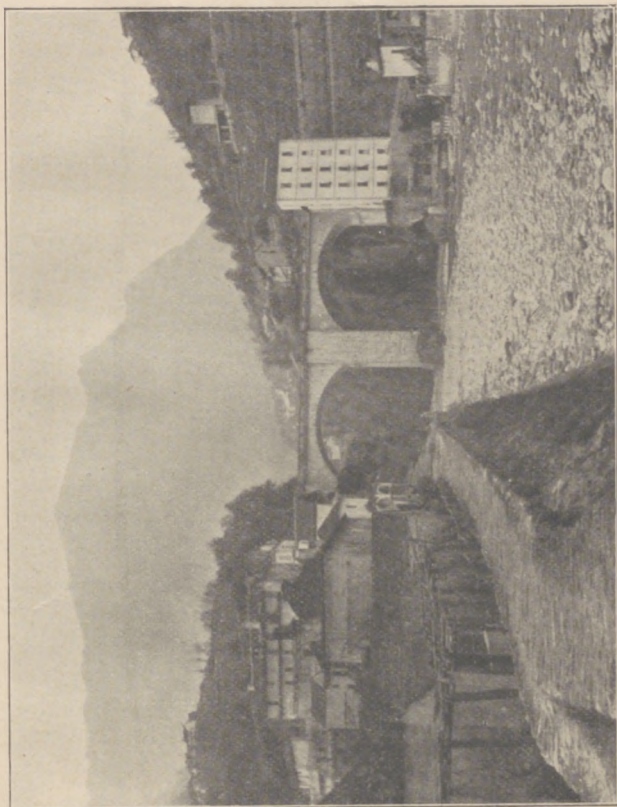
(Nachdruck verboten.)

Die Simplonbahn wird den Besuch der deutschen Sprachinseln Ager, Saley und Pommat — amtlich Agaro, Salechho und Formazza benannt — im piemontesischen Tosatal wesentlich erleichtern, da man von der Station Domodossola aus auf bequemer Fahrstraße durch das Antigoriotal in die Nähe der beiden ersteren und bis zum tiefstgelegenen Weiler Pommats gelangt.

Das Antigoriotal ist reich an landschaftlichen Reizen: die Wasserfälle, die Talschau von dem schöngeliegenden Dorfe Dira aus, die Brücke bei Crevola über die vom Simplon kommende Diveria und die bei Baceno über die Devero-Klamm — das sind so einige Blüten aus dem reichen Kranze seiner landschaftlichen Schönheiten.

Mehr als 850 Meter oberhalb Bacenos und 1561 Meter über dem Meere liegen, vom Antigoriotal aus nicht sichtbar und nur auf steilem Felsenpfade zugänglich, auf grüner Matte die etwa 100 Einwohner bergenden dunklen Holzhäuser Agers, von wo die

Toten, oft auf Handschlitten, nach dem Friedhofe Bacenos hinabgeschafft werden müssen. Mit diesem italienischen Flecken war Alger, das eine selbständige



Diveriabrücke bei Crevola zwischen Domodossola und Varzo.
Photogr. Ruggeri.

politische Gemeinde bildet, immer zu einer Pfarochie vereinigt, hat aber trotzdem an seiner deutschen Sprache zäh festgehalten. Auch Saley — 1316 Meter über dem Meere —, dessen Weiler „Am Parcel“ und „Im Sluge“

92 Einwohner zählen, bildet eine selbständige Gemeinde. Man heiratet nur untereinander und erhält so seine Eigenart und Sprache.

Kartoffeln, Roggen, Hanf sind die Erträge der Feldmark, Kühe, Schafe und Ziegen bilden den Viehstand.

Wein ist dort oben ein seltenes Getränk, ein häufigeres dagegen „Snaps“ oder „Brants“; ein Wirtshaus hat man nicht.

Etwas näher wollen wir uns Pommat, die 515 Einwohner zählende wich-



Der Tafall.

tigste deutsche Gemeinde des Tosatals, ansehen, welchen Namen der Fluß vom Tafafall bis Foppiano (Unrumstalbe) führt. Von diesem Weiler, bei dem die Poststraße endet, wanderte ich in einem großartigen Engpaß bald am linken, bald am rechten Ufer des zwischen riesigen Felsblöcken herabtosenden Bergflusses unter einem dichten Dach hochstämmiger Fichten zu der nahezu 300 Meter höheren Talstufe empor, durch deren

grüne Wiesen ein etwa 2 $\frac{1}{2}$ Stunden langer Saumpfad nordwärts zum Tosafall führt. Das schmale Tal ist von steil abfallenden Bergen eingerahmt, die zum großen Teil deutsche Namen tragen, mit Fichten und weiter oben mit Lärchentannen bewaldet sind und deutlich die Wege der Lawinen erkennen lassen. An gesicherten Stellen wurden die kleinen Weiler erbaut, die neben ihren deutschen Namen amtliche italienische tragen: Staffelwald = Fondovalle (1220 Meter), In der Matten = Alla Chiesa, weil dort die Kirche steht (1234 Meter), Tuffowald = San Michele (1257 Meter), Wald = Baldo (1270 Meter), Zum Steg = Al Ponte (1280 Meter), Gurf = Grovella (1364 Meter) und Frutwald = Canza (1450 Meter). Von hier geht es dann in stärkerer Steigung dem durch den lichtgrünen Schleier der Lärchen zunächst wie eine tief herabhängende weiße Wolke oder wie ein Gletscher erscheinenden, bald mit seinem Donnergetöse das Tal erfüllenden Tosafalle entgegen und an ihm hinauf zu einer höheren, von unbewaldeten Rundhöckern umschlossenen Talstufe, wo hoch oben, unmittelbar am Rande des Falles, eine Pommater Familie ein gutes Gasthaus unterhält.

Der Anblick dieses Wasserfalls, eines der schönsten in den Alpen, hat etwas Überwältigendes. Von steilem Abhang macht der übermütige Bergstrom aus einer Höhe von 143 Meter einen kühnen Kopfsprung über die in gewaltigen Stufen aus dem Tal emporsteigende Steintreppe hinunter, ohne sich jedoch von der schrägen Felswand je ganz loszulösen, deren Widerstand er in seiner überschäumenden Jugendkraft nicht fürchtet. Beim Aufschlagen auf jene Stufen bäumt er sich in Schmerz und Grimm mit lautem Schrei auf, überschlägt sich in wilder Verzweiflung und schüttet einen Sprühregen von Tränen aus. Seine Breite beträgt

oben 26 Meter, je weiter er abwärts stürzt, desto mehr dehnt er seine Wasserfchleier aus, die durch die zwischen ihnen aufragenden Felsen eine Fülle der originellsten Wasserkünfte zu bilden gezwungen sind. In kalten Wintern wird der Wildfang zuweilen in Eisfesseln gelegt.

In den Weilern überwiegen noch die alten Holzhäuser auf steiner- nem Fundament, deren ältestes aus dem Jahre 1600 stammen soll. Unten im Steinpar- terre ist Küche und Stall, darüber, wie im Wallis und in

den deutschen Monte Rosa-Dör- fern, im niedrigen hölzernen ersten Stockwerk die

„Haizstuba“ mit einem Steinofen, der die Wärme

48 Stunden festhält, und die Schlafräume, während der ganze obere Teil des Hauses bis unter das von starken Balken getragene Steindach als Heuboden dient. Den Holzbau umziehen ganz oder doch an drei Seiten in allen Stockwerken hölzerne Galerien, auf denen an parallel übereinander angebrachten Stangen nicht nur die Wäsche, sondern auch der Roggen und bei feuchter Witterung im August auch das Heu getrocknet wird.



Photographie von Antonio Della Vedova.
Typus des deutschen Alpenhauses im Pommattal.

Die Treppe führt von außen am Hause hinauf. Das als Baumaterial benutzte Lärchenholz hat mit der Zeit einen braunroten, ja schwärzlichen Farbenton angenommen, aber auf den „Vorläuba“ und auf dem „Nägelibrett“ vor den kleinen, hier zuweilen mit Bugenscheiben geschlossenen Fenstern blühen in üppiger Fülle und Farbenpracht die schönsten Nelken, und alles zeugt von einem ausgeprägten Sinn für Sauberkeit.

In großer Zahl trifft man hier noch die alten Oberwalliser „Chorestade“ (Kornstadel), ebenfalls aus Lärchenholz, aber auf pilzähnlichen, mit runden Gneisplatten bedeckten Pfählen ruhend, die den Mäusen das Eindringen unmöglich machen sollen. Heute dienen diese interessanten Bauten meistens als Heuspeicher, denn der Roggenbau ist sehr zurückgegangen, und nur in nächster Nähe der Weiler sehen wir die Wiesen durch Kartoffel- und Roggenfelder unterbrochen. Noch vor einem Jahrzehnt wurde nur zweimal jährlich der ganze Bedarf an Roggenbrot im Ofen des Weilers gebacken, heute bäckt man durchschnittlich viermal, aber das Mehl ist fast immer in Domodossola gekauft.

Stattlich ist der Menschenschlag, das Haar blond oder kastanienbraun, die Augen oft blau. Die Kleidung der Männer weist keine besondere Eigenart auf, die Frauentracht dagegen ist recht kleidsam. Sie unterscheidet sich nur durch die Farbe von der des Val Antigorio, stimmt aber mit ihr namentlich in Bezug auf die charakteristische Haartracht und die großen goldenen Ohrringe überein. Unter einem am Hinterkopf zusammengeknöteten Kopftuch (Lüderli) aus geblühtem kaffeesfarbigen Satin schaut das in zwei Flechten um die Stirn gewundene Haar hervor. Der Rock ist faltenreich und bei den Mädchen rot, bei den Frauen kaffeebraun oder dunkel, die Farbe des Jacketts und der



Photographie von Antonio Della Vedova.

Pommater Mädchen.

Schürze bleibt dem persönlichen Geschmack überlassen, doch wird an Festtagen von den Mädchen eine grün und rote, von den Frauen eine schwarz und violette

Seidenschürze getragen. Im Sommer sind Holzschuhe mit weit vortretenden Nägeln, die an den Berghängen Halt geben sollen, im Winter feste Lederschuhe im Gebrauch.

Die erste zuverlässige Nachricht über eine deutsche Bevölkerung dieses Tales stammt aus dem Jahre 1485, wo jenes mit dem Herzogtum Mailand vereinigt wurde; die Einwanderung aus dem Oberwallis aber über den Griespaß ist wahrscheinlich schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt, und zwar vielleicht nicht freiwillig, sondern auf Befehl des Feudalherrn, der nachweislich auch jenseits des Simplon Besitzungen hatte; jedenfalls aber ward den Ausgewanderten eine größere Unabhängigkeit gewährt als daheim, worauf dann bald die volle Freiheit gefolgt sein muß.

Das noch vorhandene Statut aus dem Jahre 1486 beweist die völlige Selbständigkeit und Selbstverwaltung, die sich besonders in der eigenen Gerichtsbarkeit äußert. In „Zum S'eg“, wo noch heute das Rathaus mit dem Gemeindegarchiv der Talschaft steht, fand jährlich eine Landsgemeinde statt, die den Ammann, die Räte und den Weibel wählte. Erst im Jahre 1837 hörte der bis dahin noch gebliebene Rest der an die Schweizer Kantonsverfassungen erinnernden Selbständigkeitsrechte auf.

Inzwischen hatte das Pommat häufiger seinen Herrn gewechselt, da es im 15. Jahrhundert zur Eidgenossenschaft, später wieder zum Herzogtum Mailand und seit 1748 zu Savoyen gehörte; heute ist es ein Teil der italienischen Provinz Novara.

Daß die Pommaten bis heute ihre deutsche Art und Sprache festgehalten haben, ist wesentlich eine Folge des strengen Abschlusses der Talleute gegen die Fremden, die keinen Grundbesitz dort erwerben und

nur schwer in die Talgenossenschaft aufgenommen werden konnten. War doch selbst vor wenigen Jahr-



Fotografie von Antonio Sella Gheva

Blick ins Pommatal.

zehnten der Wunsch, „unter sich“ zu bleiben, noch so stark, daß man die von der Regierung angebotene Beihilfe zum Bau einer Straße durch das Pom-

mat ablehnte, weil man fremdem Volke den Eingang ins Tal nicht leichter machen wollte. Übrigens sind die Pommater ebenso treue Italiener wie die Deutschen am Südhang des Monte Rosa, und sie scheinen von Deutschland zum Teil genau so viel zu wissen wie viele Millionen von Vollblutitalienern. Fragte mich doch ein gutgekleideter und offenbar wohlhabender Pommater, nachdem er meine Heimat erkundet hatte, ob Deutschland unter dem Kaiser von Rußland oder dem von Osterreich stehe. Die geographischen und allgemeinen Kenntnisse der Ausgewanderten sind natürlich größer.

Von der einstigen Selbständigkeit haben die Weiler sich manches bewahrt. Die Einwohner eines jeden bilden eine Genossenschaft, die im gemeinsamen Besitz von Alpenweiden ist, welche ein erwählter „Gemeinvoigt“ jährlich unter die Genossen austeilt. Der Anteil jedes einzelnen richtet sich nach seinem Grundbesitz. Je 600 Lire an Wert der Ländereien geben im Weiler Zum Sleg, je 900 Mailänder Pfund Heu von den Wiesen unterhalb des Tosafalls und 450 Pfund von denen oberhalb desselben im Weiler Frutwald das Recht auf ein „Ruheßen“, das heißt das Recht, eine Kuh auf die Alpenweide zu schicken. Die Berechtigung wird auf sogenannten „Tefflen“, Holztäfelchen, wie sie einst sehr verbreitet waren und noch heute besonders im Oberwallis im Gebrauch sind, vom Gemeinvoigt durch Einschnitte beurkundet. Alljährlich ruft er die Genossen einmal zusammen, um in ihrer Gegenwart an den von ihm aufbewahrten Tefflen — das Wort stammt vom lateinischen tessera her — die durch etwaige Besitzverschiebungen nötig gewordenen Änderungen vorzunehmen. Ein Querstrich über das ganze Teffle bezeichnet das Recht auf ein „Ruheßen“, während für

ein Rind ein Schnitt über das halbe Tefle und für ein Kalb nur eine kleine Kerbe gemacht wird. Fünf Ziegen oder Schafe werden einer Kuh gleichgerechnet.

Da ein großer Unterschied im Grundbesitz nicht vorhanden ist, so haben die Pommater durchschnittlich drei bis vier Kühe auf dem Kernholz.

Von diesen hölzernen Urkunden zeigte mir der



Photographie von Antonio Della Vedova.

Der Weiler Wald im Pommatal.

liebenswürdige Gemeindefreiber Antonio Della Vedova, dem ich eine Reihe wertvoller Mitteilungen verdanke, ein ganzes Bündel, die oben das „Hüszeichä“ der Familie tragen, das auch in die Acker- und Hausgeräte und die Bäume eingebrannt oder eingeschnitten wird. Dieses Hauszeichen ersetzt genau wie die drei Kreuze den Namen; mit der Ausdehnung der Familie werden, um die einzelnen Träger der gleichen Namen unterscheiden zu können, Striche, seltener Punkte zugefügt. In diesen alten Hüszeichä des Pom-

mat findet sich niemals eine krumme Linie, gerade und schräge dagegen sind in der phantasievollsten Weise zusammengesetzt, zum Beispiel zu einem von zwei Parallelen durchbohrten Pfeil, zu einem Quadrat mit einem Kreuz darauf oder mit einem durch ein Kreuz gekrönten großen lateinischen A darin.

Die durch ihr Alter ehrwürdigen und an die Anfänge der Kultur erinnernden Hüszeichä sind nun zum Teil durch die Initialen ersetzt, die seit langer Zeit schon die Schafe an den Halsbändern tragen.

Nachdem der Vogt die Berechtigungen festgestellt, übernimmt einer der Genossen die sämtlichen Kühe, besorgt den Senn, den Hirten und die Zühirten, die vom 1. Juli bis 20. September mit der Herde auf die Alp ziehen. Butter wird nicht hergestellt, sondern nur fetter Käse, den der Senn täglich nach dem Weiler hinabbringt. Dreimal, und zwar Anfang Juli, August und September, wandern die Genossen auf die Alm, wo dann die Kühe in ihrer Gegenwart gemolken werden; nach dem Gewicht der an den drei großen Tagen gelieferten Milch wird später der Anteil des einzelnen an dem Erlöse aus dem Käseverkauf berechnet.

Lebt im Sommer die Bevölkerung auf der Alm oder in den Häusern und Ställen draußen, so daß die Talweiler wie ausgestorben erscheinen, so vereinigen sich im Winter in ihnen alle Bewohner, das heißt soweit sie nicht ausgewandert sind.

Zur Auswanderung waren die Pommater stets genötigt, weshalb sie in früheren Jahrhunderten die Dörfer Ager*), Saley und im Tessin das Dorf Gurin, im Pommat Crü genannt, gründeten. Diese

*) Auf den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Pommat weist auch eine alljährlich im Juli stattfindende Wallfahrt der Agerer nach einem Kirchlein Pommats hin.

Auswanderung erstreckte sich auf Gebiete, die, 1300 bis 1600 Meter über dem Meere gelegen, den größten Teil des Jahres im Schnee begraben sind und wohl Hirten der Hochalpen, aber gewiß nicht die damals keineswegs dichte Bevölkerung des schönen Antigoriotales anlocken konnten; in diesem aber war leider die Welt bereits fortgegeben. Heute ist sie es



Photographie von Antonio Della Vedova.

Weiler „Zum Steg“ im Pommatal.

auch im Gebirge, und so zieht ein großer Teil der männlichen Jugend der deutschen Dörfer des Tosatals ins Ausland, und zwar meist nach dem fernen Amerika, wo sie als Melker und Milchkutscher in Schweizer Molkerereien Kaliforniens, St. Louis' und San Franciscos Arbeit finden. Alljährlich gehen aus dem Pommat 10 bis 25 Burschen fort, um nach einigen Jahren mit den zum „Wiben“ ihres „Goldmaidji“ erforderlichen Geldmitteln zurückzukehren.

Am Hochzeitstage muß der „Goldchnabul“ sein

„Goldmaidji“ abholen, um sie zur Kirche und dann zum Rathause zu führen, was ihm die Jugend durch Berge von Holz vor seinem Hause und auf der Straße erschwert; jedoch wird alles eiligst hinweggeräumt, wenn er Süßigkeiten austreut, mit denen er daher reich versehen sein muß. Zum Hochzeitschmaus werden nur die nächsten Verwandten eingeladen.

Bei der Armut des heimatlichen Bodens pflegen die in Amerika gemachten Ersparnisse nicht auf lange zu reichen, und so schnürt der junge Ehemann nach der Geburt des ersten oder zweiten Kindes wiederum sein Bündel, um sich von Weib und Kind zu trennen und in weiteren fünf bis sechs Jahren jenseits des Ozeans das zur Erweiterung des Grundbesizes und zu einem sorgenfreien Leben in der Heimat Nötige zu erwerben, worauf später zuweilen, wenn die Dukaten zu Ende gehen, eine nochmalige Spritztour nach Amerika folgt.

Auffallend war mir, daß entgegen dem von den A splern ringsum treu befolgten italienischen Sprichwort: „Die Eschen und die Frauen muß man lassen, wo sie wachsen,“ neuerdings auch die Frauen den Männern über das Meer folgen, so daß zur Zeit 150 Männer und 50 Frauen und Mädchen aus dem Pommat in Amerika leben. Nun wird ja freilich, sobald die Frau sich an der Auswanderung beteiligt, diese leicht aus einer vorübergehenden zur dauernden, doch hängen die Pommater zu sehr an ihrer Heimat, als daß sie ihr in Scharen für immer den Rücken wenden könnten. In Amerika aber, wo sie bei Schweizern Arbeit nehmen, gelten sie dank ihrem Typus und ihrer Mundart als Schweizer Bürger, was für sie keineswegs unvorteilhaft ist. Sie sprechen dort ebensowenig Italienisch wie im Pommat mit ihren Talgenossen, sondern immer nur Deutsch und geben auch ihren in

der Heimat bereits italianisierten Familiennamen wieder die ursprüngliche Form.

So haben sich zum Beispiel die Ferrari und Ferrera in Amerika wieder Smit, die Della Pece wieder Zurtannen genannt, woraus dann nach ihrer Rückkehr im Pommatt Bertanna geworden ist. Sie lernen im fernen Amerika — und das ist für die Erhaltung des Deutschtums im oberen Tostal von der höchsten Bedeutung —



Photographie von Antonio Della Vedova.

Weiler Tuffowald im Pommattal.

den Wert ihres Volkstums und ihrer Sprache schätzen, und sie werden daher diese Güter ihren Kindern zu erhalten suchen.

Die Mundart des Pommatt ist naturgemäß der oberwallisischen nahe verwandt; doch hat sie manches Eigenartige und weicht auch vielfach von der Ager's und Salenz's ab. Es seien hier als Dialektproben einige Ausdrücke und Sprichwörter mitgeteilt: Der König heißt Chinig; der Frühling Langgi; der Fuß Mundsch; küssen mundschano; heiraten beim Manne wibu, bei der Frau manno; der Vater Atto; die

Mutter Mütter; der Sohn Su; die Tochter Tächter; der Großvater Enno; die Großmutter Ana; der Bräutigam Holdchnabul; die Braut Holdmaidji; die Schürze Schoß; die Holzschuhe Holzschü; das Schnupftuch Rafulüderli — in Saley Schnuizpunat; der Regenschirm Wättertach; der Branntwein Prantä Wü; die Taschenuhr Zichereis; die Wanduhr Stubozichereis.

An Sprichwörtern ist das Tal sehr reich; wir geben hier die folgenden wieder: Der nechst Friind, dar grest Fiind (Der nächste Freund, der größte Feind). Chlini Chin, chlies Chriz, große Chin, großes Chriz (Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz).

Wer am Langsi nit gablut
 Un im Summer nit zablut
 Un am Herbst nit frii ufsteit,
 Der g'feet de wissnu im Winter geit.
 (Wer im Frühling nicht Holz holt
 Und im Sommer sich nicht rührt
 Und im Herbst nicht früh aufsteht,
 Der sehe, wie es ihm im Winter geht.)

Wenn der Tiful ä Bogt hätti, chäm' er um t' Hell
 (Wenn der Teufel einen Vormund hätte, so käme er um die Hölle).

Und nun zum Schluß eine Frage an die glücklichen Bräute unter den Leserinnen: Wollen Sie Ihren Verlobten noch länger mit dem häßlichen Worte „Bräutigam“ benennen, nachdem Sie von den Pommaterinnen den schönen Ausdruck „Holdknabe“ gelernt haben?

Grüßen Sie mir also Ihren Holdknaben und sagen Sie ihm, Sie hätten nichts dagegen, wenn er Sie zuweilen sein „Holdmaidji“ nennen wollte.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die einbruchsfichere Villa. — Der durch seine Exzentricitäten bekannte Lord Evans ließ sich in den sechziger Jahren in Brighton, dem berühmten englischen Seebad, eine Villa bauen.

„Ist sie auch einbruchsficher?“ war die letzte Frage, die er, als er im Sommer 1864 einzog, an den Architekten stellte.

„Wenn die Haustür geschlossen und die Parterrefenster zu sind, unbedingt!“ antwortete der Architekt lachend.

Das Lachen wurmte den Lord, und er wandte sich mit der gleichen Frage an den Polizeiinspektor der Stadt, mit dem er befreundet war.

„Wenn die massive Haustür geschlossen ist und die Parterrefenster nicht offen gelassen werden — die Keller sind ja mit Eisengittern versehen — zweifellos,“ antwortete der Polizeiinspektor, nachdem er seinen Rundgang um das Haus beendet hatte, und sprach dem ihm vorgesezten Frühstück wacker zu.

Aber auch diese Autorität befriedigte den Lord nicht. Er sann auf ein Mittel, die Einbruchsficherheit seines Hauses selbst zu erproben, denn er liebte es, beständig eine größere Geldsumme bei sich im Hause zu haben.

Als praktischer Mann hatte er auch bald einen geeigneten Weg ausfindig gemacht. Wenige Tage später erschien in den Zeitungen Brightons das folgende Inserat:

„Da ich erproben möchte, ob meine neuerbaute Villa einbruchsficher ist oder nicht, habe ich in den in meinem Arbeitszimmer im Parterre linker Hand stehenden Schreibtisch die Summe von

zweihundert Pfund in Gold verschlossen. Der Einbrecher, dem es gelingt, sich mittels seines gewöhnlichen Werkzeugs in den Besitz des Geldes zu setzen, ohne auf der Tat ertappt zu werden, soll die Summe behalten dürfen, unter der Bedingung, daß er dem unterzeichneten Besitzer des Hauses in einem Briefe genau mitteilt, wie er es angefangen hat, sich des Geldes zu bemächtigen. Schritte zur Wiedererlangung des Geldes oder zur Bestrafung des erfolgreichen Einbrechers werden nicht geschehen. — Wird aber der Einbrecher auf der Tat ertappt, so soll er erklären, wie er die Tat auszuführen gedachte, und darauf unbehelligt seines Weges gehen dürfen. Lord Evans.“

Eine Woche verging, die Dienerschaft des Hauses war fast vollzählig beisammen und hatte sich bereits eingewöhnt, aber der vom Hausherrn erwartete Einbrecher war nicht erschienen. Da saß der Lord eines Morgens, gemächlich die Zeitung lesend, in seinem Zimmer, als sein Kutscher eintrat und schweigend an der Thür stehen blieb, bis sein Herr ihn anreden würde.

„Nun, was gibt's?“ fragte der endlich und schaute von seinem Blatte auf.

„Draußen ist ein Mann, der Sie zu sprechen wünscht, Mylord. Er meint, Sie brauchten jetzt gewiß einen zweiten Kutscher. Er sagt, er könne ein Pferd putzen, Wagen waschen, verstehe auch etwas von der Gärtnerei —“

„Wie sieht er aus?“

„Anständig gekleidet, groß und kräftig gebaut —“

„Gut. Eintreten lassen!“

Der Kutscher gehorchte, und der Mann trat ein.

Auf die vielen Fragen, die der Lord ihm vorlegte, antwortete der Mann so prompt und geläufig, daß der Hausherr sich schon entschloß, ihn zu engagieren, denn gerade einen solchen Mann konnte er gut gebrauchen; aber der Lohnsatz, den er ihm bot, erschien dem Manne zu gering, und der, den er forderte, war dem Lord viel zu hoch. Man handelte noch eifrig hin und her, als sich plötzlich ein penetranter Qualmgeruch im Zimmer verbreitete, und gleich darauf erscholl auch schon der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ durch das Haus.

Der Lord wie der Fremde ließen sofort die sie beschäftigende

Angelegenheit fallen und eilten der Türe zu. Der Fremde erreichte sie zuerst, aber er stolperte über das vor dem Eingang liegende dicke Bärenfell und stürzte zu Boden. Dadurch ließ sich aber der Lord nicht abhalten, unaufhaltsam weiterzuströmen. Dicke reizende Rauchwolken wallten ihm schon auf dem Vorflur entgegen, aber mutig drang er an der Spitze der Dienerschaft vorwärts, und nach wenigen Minuten hatte er auch schon den Herd des Feuers entdeckt. Der Qualm quoll unter der Thür des Treppenverschlages hervor. Er ließ aus der Küche einige mit Wasser gefüllte Eimer holen, und der dicke Wasserstrahl, der von sicherer Hand auf den Haufen schwelender Lumpen geschleudert ward, bereitete dem Feuer ein sehr schnelles Ende. Darauf begab Evans sich wieder, als ob nichts geschehen sei, nach seinem Arbeitszimmer zurück, fand aber zu seiner größten Verwunderung die Thür desselben verschlossen.

Nichts Gutes ahnend, denn nun erinnerte er sich auf einmal des Fremden wieder, warf sich der Lord mit kräftigem Stoße gegen die Thür; sie sprang auf, aber das Zimmer war leer! Das offenstehende Schreibtischfach und die offenen Fenster bewiesen zur Genüge, was der Fremde gewollt, und welchen Weg er genommen hatte.

Zwei Tage später erhielt Lord Evans folgenden Brief:

„Mylord!

Auf Grund Ihres Inzerats erlaubte ich mir vorgestern bei Ihnen vorzusprechen, um Ihnen zu beweisen, woran Ihnen ja viel gelegen ist, daß es gar nicht einmal eines gewaltsamen Einbruchs in Ihr Haus bedurfte, um die zweihundert Pfund in Gold zu holen.

Ich nahm eine alte Reisetasche, die ich mit leicht brennbarem, aber aus einem guten Grunde halbfeucht gemachtem Material anfüllte, und betrat Ihre schöne Villa.

Während Ihr braver Kutscher mich im Vorflur warten ließ, hatte ich die schönste Gelegenheit, das Brennmaterial aus meiner Tasche im Verschlage unter der Treppe unterzubringen, anzuzünden und den Schlüssel abzuziehen. Bis der Rauch das Ge-
laß erfüllte und anfang durch die Ritzen zu dringen, war ich längst im Gespräch mit Ihnen. Als der Feuerlärm, erscholl und

wir beide so mutig zum Löschen eilten, stolperte ich absichtlich — wie Sie zugeben werden, mit großem Geschick — über das Bärensfell und blieb im Zimmer, dessen Tür ich von innen abschloß, während Sie mit großer Geistesgegenwart den harmlosen Brand löschten, der übrigens nach fünf Minuten auch ganz von selbst erloschen wäre. Ich brauchte mich zum Öffnen des Schreibtisches nicht einmal des mitgebrachten Dietrichs zu bedienen, denn der Schlüssel stat im Schloß. Ich öffnete also das Fach, nahm die ehrlich verdiente Goldrolle an mich und verließ Ihre Villa, indem ich zum Fenster hinaussprang. Im Garten hielt mich der Gärtner an, aber ich erklärte dem Manne, daß ich beauftragt sei, die städtische Feuerwehr zu alarmieren, und ging ruhig weiter. Die zweihundert Pfund, die ehrlich verdient und nicht gestohlen sind, setzen mich in den Stand, meine Braut heimzuführen und mit dem, was ich mir schon ersparte, eine Gastwirtschaft zu begünden, wie es schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen ist.“

Lord Evans knüllte den Briefbogen zusammen und schleuderte ihn in den Papierkorb. Wußte er doch immer noch nicht, ob seine neue Villa einbruchsficher war oder nicht. W. Steljes.

Neue Erfindungen: I. Messerpuzer „Eureka“ — Messerschärfer „Blitz“. — Das Putzen und Schärfen der Messer gehört zu den unangenehmsten Verrichtungen in der Küche, da hierzu nur kostspielige Apparate verwendbar sind und die alte Messerbank mit Putzleder und Putzstein durchaus nicht mehr den modernen Anforderungen genügt. Um so mehr sei daher auf zwei kleine Neuheiten aufmerksam gemacht, welche dem Zwecke durchaus entsprechen und bei billigem Preise wirklich etwas Gutes bieten. Der Messerpuzer „Eureka“ der Firma E. F. Groll in Hamburg, Admiralitätsstr. 40, besteht, wie unsere Illustration auf S. 219 zeigt, aus einer mit einem abschraubbaren Griff versehenen gebogenen Holzplatte, welche einen Lederüberzug mit drei Reihen Löcher trägt, die zur Aufnahme des Putzschmirgels dienen.

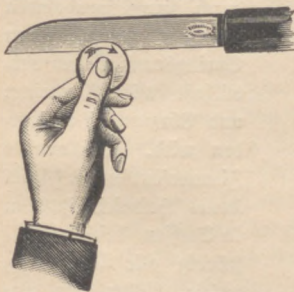
Man legt ein Stück Papier oder ein Brettchen auf den Tisch streut etwas Putzschmirgel auf dasselbe, drückt den Messerpuzer darauf, hält das zu putzende Messer mit der linken Hand fest

und fährt mit dem kleinen, handlichen Apparat einigemal darüber hin und her, und die Messer sind tadellos sauber. Die Handhabung ist eine so einfache und leichte, daß ein Kind die Arbeit spielend erledigen kann.

Der Messerschärfer „Blitz“ der Firma Sommer, Hemmeter & Co. in Hamburg, Albrechtstr. 32 bis 34, erscheint berufen zu sein, die bisher üblichen Apparate zum Schärfen und Wechen der



Der Messerpußer „Eureka“.



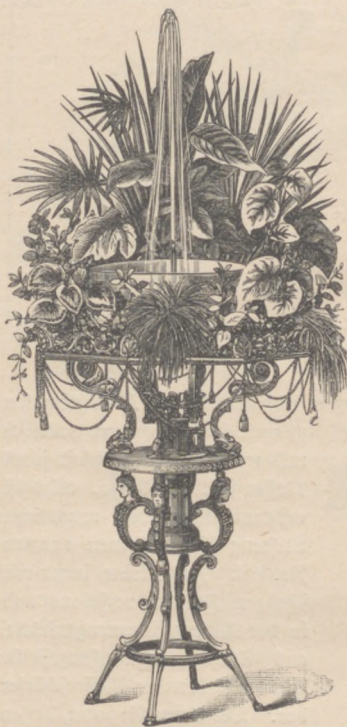
Der Messerschärfer „Blitz“.

Messer vollständig zu verdrängen. Es gibt künftig keine stumpfen Messer mehr, denn der kleine Apparat, billig, bequem, praktisch und unverwüßlich, schärft jedes Messer spielend leicht, alles ist erstaunt über die unerreichte Leistung dieser kleinen aparten Neuheit. Zwei kleine, innen mit schrägen Flächen versehene und in der Mitte zusammengenietete, aus Stahlfaßonguß hergestellte Platten stellen den Messerschärfer dar. Der kleine Apparat, dessen Durchmesser nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Zentimeter beträgt, also jederzeit auf der Tafel zum Gebrauch bereit liegen kann, wird zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand genommen, so daß der

vordere Pfeil nach rechts zeigt; das Messer wird alsdann mit der Schneide in der Mitte hin und her gezogen. Es genügt drei- bis viermaliges kräftiges Durchziehen, um Schärfe zu erhalten.

P. R.

II. Selbsttätige Zimmerfontäne mit Blumentisch und Aquarium. — Wo eine gute, reine Luft nicht hinkommen kann, da kommt der Arzt hin, sagt ein italienisches Sprich-



Selbsttätige Zimmerfontäne
mit Blumentisch und Aquarium.

wort. Zu einer gesunden Luft gehört Feuchtigkeit, denn Ofenwärme, Lampenlicht, Gas, Trockenheit, Wärme verzehren in den menschlichen Wohnungen die gesunde Luft und legen mit anderen individuellen Ursachen den Grund zu den Erscheinungen so mancher Krankheit. Die Feuchtigkeit, welche in unseren Zimmern verzehrt wird, muß daher ersetzt werden, und dies geschieht am besten durch den sprudelnden Brunnen, durch einen Springbrunnen, der vortheilhaft mit Aquarium und Blumentisch verbunden wird. Die neueste Zimmerfontäne der Firma Louis Heirici, Zwickau in Sachsen, beseitigt vollständig alle Übelstände, welche bisher der Beschaffung einer solchen im

Wege standen. Die Fontäne ist von der Wasserleitung ganz und gar unabhängig, läßt sich in jedem Raume aufstellen, gibt

einen kräftigen Strahl und wirkt automatisch, das heißt sie braucht weder aufgezogen zu werden noch bedarf sie irgend welcher Wartung. Der treibende Motor, eine kleine, gefahrlose Expansionsmaschine, arbeitet ruhig und regelmäßig und ist keiner Reparatur unterworfen. Die erforderliche Wärme liefert ein kleines Spiritusflämmchen. Da der Apparat nur durch Erwärmung, durch Expansion der Luft arbeitet, so ist jede Explosion ausgeschlossen. Die Kraft des Motors wird auf eine kleine Saug- und Druckpumpe übertragen, welche das dem Bassin entnommene Wasser der Fontäne hochtreibt und wieder in dasselbe zurückführt. Das Wasser braucht nicht erneuert zu werden, man hat nur das an der Luft verdunstete Quantum durch Nachgießen zu ersetzen. Durch Aufstellen einer derartigen Fontäne wird in den betreffenden Räumlichkeiten die Luft wesentlich gereinigt und namentlich im geheizten Zimmer die Trockenheit derselben gemildert, was einen außerordentlich wohlthuenden Einfluß auf die Gesundheit ausübt. Aquarienbesitzer, die nie Glück mit ihren Wassertieren hatten, werden die günstigsten Resultate erzielen, denn der Wasserstrahl bringt Luft in das Wasser, und damit wird den Tieren Leben zugeführt. Für Blumenliebhaber gibt es gar keinen besseren Apparat als diese selbsttätige Zimmerfontäne mit Luftmotor, denn sie führt den Pflanzen die zu ihrem Gedeihen notwendige Feuchtigkeit auf eine so zweckmäßige Weise zu, daß der wohltätige Einfluß schon nach wenigen Tagen durch frisches Grün, lebhafte Farben und Wachstum deutlich erkennbar ist.

Ein brennender Strom. — Im amerikanischen Petroleumdistrikt war eine neue Ölquelle erbohrt worden, die unerwartet reichlich ausströmte. Das Petroleum ergoß sich eine englische Meile weit bis in den Ohio, so daß dieser Fluß auf seiner Oberfläche mit einer nicht unbeträchtlichen Ölschichte bedeckt war. Eine Studentenschar aus der nicht weit entfernt liegenden Stadt Bethanien kam von einem Spaziergange heim und bemerkte die Ölschichte auf dem Wasser.

„Das müßte man anzünden,“ sagte einer, „denn ein brennender Strom ist doch kein alltäglicher Anblick.“

Der Gedanke „zündete“ bei den anderen, und in jugendlichem

Übermut warfen sie eine in Brand gesetzte Schachtel mit Streichhölzchen in den Fluß. Die Wirkung war eine unerwartete. In einem Moment hatte das Petroleum Feuer gefangen, und die Flamme schlug haushoch zum abendlichen Himmel hinauf. Zugleich aber pflanzte sie sich über die ganze Breite des Stromes fort und wanderte dann nach der einen Seite stromabwärts, nach der anderen Seite stromauf bis an den Punkt, wo der Petroleumbach sich ins Wasser ergossen hatte.

Diese ungeheure brennende Schlange wälzte sich nun aber mit bedrohlicher Eile auf die Städte zu, die in jener Gegend am Ufer des Ohio liegen: Bethanien, Wellsburg, Martins Ferry Wheeling. Die Einwohner dieser Städte schwebten in tausend Ängsten, die unvorsichtigen Studenten wahrscheinlich nicht minder. Dank der überaus günstigen Windrichtung blieb ihnen jedoch die Heimfuchung eines verheerenden Brandes erspart, die Flammen schlugen nicht zur Seite, sondern über den Wasserspiegel hin. Dagegen war der Wind nicht so stark, um den sich entwickelnden Qualm verteilen zu können. Dicht und kohlschwarz lagerte er sich über die Gegend und brachte Menschen und Tiere in Erstickungsgefahr.

Troßdem zog das großartige Schauspiel von nah und fern Menschen über Menschen herbei, Fuhrwerke aller Art füllten die Wege, von denen aus man den Ohio sehen konnte, und die Hügel der Umgegend waren mit dichten Zuschauermassen besetzt.

Sie hatten ausgiebig Zeit, das merkwürdige Bild in sich aufzunehmen. Denn genau vierundzwanzig Stunden lang, von neun Uhr Abends bis wieder neun Uhr Abends, dauerte die Feuersbrunst auf dem Wasser, und sie hatte eine solche Hitze erzeugt, daß die flacheren Stellen des Flusses neben dem Ufer nach dem Erlöschen der Flammen buchstäblich dem Kochen nahes Wasser enthielten.

Troßdem war der Schaden nicht beträchtlich, der verursacht worden war. Die Schifffahrt war freilich an der Brandstelle, die sich über zwei Meilen ausdehnte, aufgehalten worden, auch werden die Flammen jedenfalls unter den Fischen des Stromes viele Opfer gefordert haben, immerhin war der Verlust gering gegen das, was beim Überspringen der Flammen auf die Städte

daraus hätte werden können. Zum Glück war man gerade zur rechten Zeit der allzu starken Petroleumquelle Herr geworden, so daß kein weiterer Zufluß des gefährlichen Materials erfolgt war.

C. D.

Kriegserinnerungen einer Königin. — Die Königin von Rumänien hat in der „North American Review“ fesselnde Erinnerungen an den Krieg zwischen Rumänien und der Türkei mitgeteilt. Sie selbst hat als Krankenspflegerin die Schrecken dieses Krieges miterlebt. „Es war keine leichte Aufgabe,“ schreibt sie, „besonders weil es damals noch kein ‚Rotes Kreuz‘ gab. Erst in Zeiten des Krieges erkennt man, wie ungenügend die allgemeinen Wohlfahrtseinrichtungen doch sind: was zuerst ein tüchtiger Vorrat an Betten und Verbandzeug zu sein schien, ist binnen wenigen Stunden aufgebraucht; wir standen dann hilflos und blickten der grausen Notwendigkeit ins Auge, ohne helfen zu können, und sahen, wie Menschen verbluteten, die hätten gerettet werden können, wenn nur noch ein wenig Leinwand und Watte dagewesen wäre. Im Frieden haben wir keine rechte Vorstellung von Zahlen, aber im Kriege da lernt man verstehen, was solche dürrn Zahlen für Furchtbarkeiten in sich fassen, wenn es heißt: 1000, 2000, 4000 Verwundete.“

Eine lebhafte Schilderung gibt die Königin von dem Sterben eines Soldaten, der sich dem Kriegsdienste entziehen wollte und sich selbst verwundet hatte. „Ich konnte sehen, wie das Bett unter dem Fiebernden zitterte. Er versuchte aus dem Bett zu springen, als er mich sah. Er war gelb wie Wachs; eine eiterige Blutvergiftung hatte ihn erfaßt und wühlte in seinem Blut; seine glasigen Augen starrten mich mit einem so schrecklichen Ausdruck an, daß sein Anblick mich mit Furcht und Mitleid erfüllte. ‚Ja, ich tat es,‘ stöhnte er mit bebenden Lippen, ‚ich dachte an meine Mutter; ja, ich dachte nur an meine Mutter, daß sie mich zu ihr nach Hause schicken sollten. Und nun muß ich sterben, und nun bin ich ein Selbstmörder und in alle Ewigkeit verdammt in die Tiefe der Hölle! Nur die Erde und mein Gewehr wissen, was ich tat, und nun bin ich ein Feigling und ein Selbstmörder. Die Hölle klappt schon weit und öffnet ihren Rachen! Ach, ich fühl’s, ich werde schon von Flam-

men verzehrt! Ich versuchte ihn zu trösten mit Gottes Güte und Langmut, aber er unterbrach mich: „Ja, Ihr, Euer Pfad wird mit Blumen überstreut sein, doch auf mich lauert ewige Höllepein!“ Ich weiß nicht, wie lange er so geredet hat. Alle Verwundeten hatten sich in ihren Betten aufgesetzt und horchten, blaß vor Schrecken. Die Ärzte standen bewegt um dieses trauervolle Sterbebett.

Einem der Verwundeten war der untere Kinnbacken fortgeschossen worden, so daß er kaum sprechen konnte, und er diktierte nun seiner Pflegerin folgenden Brief an seine junge Frau: „Ich hoffe, dieser Brief wird Dich so glücklich finden, als es nur sein kann. Was mich angeht, so magst Du wissen, daß ich nicht ganz wohl bin und im Hospital der Fürstin. Ich wurde in die Brust geschossen.“

„Aber, Nikolai,“ unterbrach ihn die Pflegerin, der er den Brief diktiert hatte, „das ist ja alles nicht wahr!“

„Denken Sie vielleicht,“ sagte er ernst, „ich soll es schreiben, wie ich zugerichtet bin, damit sie mich etwa nicht mehr liebt?“

Es war höchst merkwürdig,“ schreibt die Königin weiter, „die verschiedenen Zeichen zu beobachten, durch die die Vertreter der verschiedenen Rassen ihre Schmerzen äußerten. Die Türken ertrugen alles mit stoischer Ruhe, die Russen waren ebenfalls gleichmütig, die Rumänen aber zeigten tiefe Niedergeschlagenheit. Sie empfingen ihre Mütter mit unaufhörlichem Wehklagen und bedeckten ihre Hände mit Küssen, während sie ihre Frauen nur mit einem kurzen herrischen Nicken grüßten. Die Zigeuner waren dem Schmerz am meisten zugänglich und weinten wie die Kinder. Diese Wesen, so voll von Geheimnissen, scheinen ja überhaupt verirrte Kinder aus einem Feenland zu sein.“

G. T.

Seltzames Nagetier. — Ein verschwundenes Tier ist wieder entdeckt worden. Es ist ein Nagetier vom Aussehen einer großen Ratte, das im vorigen Jahrhundert in den Anden von Peru aufgefunden und *Dynomis* genannt wurde. Seitdem blieb es verschollen, und die Wissenschaft kannte es nur in einem einzigen Exemplar, das sich im Berliner Museum für Naturkunde befindet. Im Jahre 1904 hat nun Doktor Göldi, der Leiter des Museums

von Para, jenen Nager, der für ein rattenähnliches Tier so auffallend selten zu sein scheint, in den Urwäldern von Brasilien wiedergefunden.

Jener Nager besitzt nur sehr schwache Verteidigungsmittel, die für ihn aber um so notwendiger wären, als er etwas zur Korpulenz neigt und daher für seine Feinde einen ziemlich fetten Bissen abgibt. Eine besondere Merkwürdigkeit des *Dynomis* ist sein Gang, der an den eines Bären erinnert, weil dabei die ganze Sohle der Füße benutzt wird. Das Tier soll dabei einen wunderlichen Anblick gewähren, zumal es außerdem die Gewohnheit hat, mit seinen Gliedmaßen hin und her zu schlenkern, was für ein Wesen, das im Äußeren einer riesigen Ratte gleicht, sich sehr sonderbar ausnehmen soll. Während des Tages schläft es gewöhnlich in einem Winkel, wobei sich die Mutter häufig über ihre Jungen legt, um sie zu schützen. Wirft man einem gefangenen *Dynomis* Futter vor, so entschließt es sich erst nach längerer Zeit dazu, sich zu erheben und in langsamem Schritt darauf hinzusteuern, wobei es sich mehr durch das Gehör und den Geruch, als durch das Auge auf seinem Wege leiten läßt. Das Tier ist übrigens ein Muster von Geduld. Man kann es herumdrehen, am Kopfe fassen und diesen hin und her wenden, ohne seinen Zorn zu erregen. Höchstens äußert es zuweilen ein Mißfallen durch ein gutturales Brummen, niemals aber wird es Anstalten machen, seinen Quälgeist anzugreifen. C. F.

Mohammed in Bedrängnis. — Der berühmte französische Historiker Maxime du Camp wurde eines Tages von seinem Freunde Tessié du Motay zu einer spiritistischen „Sitzung“ eingeladen, wie sie dieser gelehrte Chemiker, der sich damals sehr für den Spiritismus interessierte, mit Hilfe eines berühmten „Mediums“ fast allabendlich in seinem Hause veranstaltete und wobei man Geister bedeutender Männer mit bestem Erfolge zitierte. Man werde auch ihm Äußerungen der Geisterwelt vorführen, vor denen sein bisheriger Unglaube völlig verschwinden müsse.

Maxime du Camp entschloß sich endlich zu dem Besuch, die übliche „magische Kette“ um ein Tischchen herum wurde gebildet, und als man ihm die Wahl stellte, wünschte du Camp sich mit dem Geiste des Propheten Mohammed zu unterhalten. Es

dauerte auch nicht lang, bis zwei Klopflaute anzeigten, daß der gewünschte „Geist“ zur Stelle sei. Auf die erste Frage, warum den Mekkapilgern vorgeschrieben sei, die Abschnitte ihrer Nägel und Haare im Tale Mena zu vergraben, erfolgte eine ziemlich zutreffende Erklärung. Darauf sprach du Camp den Wunsch aus, dem erhabenen Propheten eine die höchsten Mysterien berührende Frage zu stellen, aber nur, wenn er ihm im voraus verspräche, sie rückhaltlos zu beantworten, wozu sich der gefällige Mohammed alsbald durch zwei Klopflaute bereit erklärte.

Da sprach du Camp langsam und mit lauter Stimme, um jedem Irrtum vorzubeugen: „Etneim u etneim yubku kem?“

Mohammed schien völlig ratlos und versuchte vergeblich allerlei ausweichende Antworten.

Du Camp aber gab nicht nach, sondern wiederholte immer wieder seine Worte, worauf der „Spirit“ endlich gänzlich verstummte.

Die Frage aber lautete in der arabischen Muttersprache des Propheten: „Zweimal zwei, wie viel ist das?“ Die Antwort: „Arba“ (vier) blieb aus, und du Camp zog es nach diesem Experiment vor, nicht weiter in die Geheimnisse der Geisterwelt einzudringen.

v. F.

Das Essighaus in Bremen. — Eine der altertümlichsten Straßen der alten Freien Hansestadt Bremen ist die Langenstraße, die sich vom Markt nordwestlich, zunächst der Weser, nach der großen Verkehrsader hinzieht, die von der Kaiserbrücke und Kaiserstraße gebildet wird. In der Langenstraße mit ihren hohen Giebelhäusern befindet sich das alte Kornhaus und die Stadtwage, ersteres ein charakteristischer Backsteinbau und letztere ein gefälliger Ziegelhausteinbau aus dem 16. Jahrhundert. Die schönste der altertümlichen Giebelfassaden weist das alte „Essighaus“ auf, das aus dem Jahre 1618 stammt. Man glaubt, ein Schüler des Meisters Lüders von Bentheim, dem Bremen die prächtige Renaissancefassade seines Rathauses verdankt, müsse dies alte Kaufmannshaus erbaut haben. In der Ornamentik beider Fassaden läßt sich manche Ähnlichkeit entdecken. Mit Hilfe der für Erhaltung alter Kunstschätze tätigen Rolandstiftung ist neuerdings eine geschmackvolle



x. O. Orientaler in Bremen phot.

Das Essighaus in Bremen.

Restaurierung des Bauwerkes durchgeführt worden. Seitdem befindet sich in den unteren Räumen die Weinstube „Altbremer Haus“, die natürlich darauf hält, daß die von ihr zum Verkauf gebrachten Weine in nichts an jene säuerliche Flüssigkeit erinnern, welcher das alte Gebäude seinen früheren Namen verdankt.

S. P.

Unverbrennbare Menschen. — Trotz der ungeheuren Verbesserungungen, die auf dem Gebiet des Feuerschutzes fast täglich zu verzeichnen sind, hört man doch noch immer von Bränden, denen Menschenleben zum Opfer fallen. Bald brennt ein Theater mitten in der Vorstellung, bald ein ganzes Hotel, eine Fabrik oder ein Schiff, und zahlreiche Menschen gehen dabei zu Grunde. Viele Kongresse haben über die Frage beraten und energische Mittel zu entdecken versucht, wie man ähnliche Katastrophen vermeiden könnte. Dabei ist aber eine Frage ganz außer acht gelassen worden, denn fast nie hat man daran gedacht, den Menschen selbst unverbrennbar zu machen. So paradox der Gedanke auch klingen mag: es gibt in der Welt mehrere Gelehrte, die sich auf Grund gewisser wissenschaftlicher und historischer Tatsachen mit dieser Frage beschäftigt und merkwürdige Beobachtungen erzielt haben.

Schon seit langer Zeit ist es bekannt, daß, wenn man den Finger in Äther taucht, man ihn nachher ungestraft in geschmolzenes Blei oder kochendes Wasser tauchen kann. Man wird sich nicht nur nicht verbrennen, sondern sogar eine Empfindung von Kälte verspüren. Man lege die Hand in eine Mischung von Schwefelsäure und Ammoniaksalz, und man kann nachher ohne die geringste Gefahr rotglühendes Erz berühren.

Bereits im Jahre 1819 hatte sich ein Spanier namens Lionetto durch seine Unempfindsamkeit dem Feuer gegenüber einen großen Ruf erworben. Er machte allerlei Kunststücke mit einer rotglühenden Eisenstange, die er sich unter anderem auf die Haare legte. Es erfolgte nicht die geringste Brandwunde, man bemerkte nur, daß ein dicker Rauch sich erhob. Dann legte er die Eisenstange fort und nahm ein Stück rotglühendes Eisen zwischen die Zähne.

Trotz aller Aufforderungen wollte Lionetto nie sein Geheimnis

preisgeben; aber sein Beispiel blieb nicht das einzige, denn der Professor Sementini in Neapel machte ähnliche Experimente, die ebenfalls von Erfolg gekrönt waren. Er entdeckte, daß eine Mischung von Wasser mit Schwefelsäure die Haut gegen die Wirkung des rotglühenden Eisens unempfindlich macht, und daß eine Lösung von Alaun, den man so weit verdampfen läßt, daß er nur noch eine schwammige Masse bildet, dieselben Eigenschaften besitzt, wenn man die Haut damit einreibt. Sementini entdeckte ferner, daß die fühllos gemachten Teile noch unempfindlicher wurden, wenn man sie mit einem Stück harter Seife einrieb. Er konnte dann über den so präparierten Körperteil mit einem Stück rotglühenden Eisens fahren, ohne auch nur den geringsten Schmerz zu empfinden. Er wiederholte das Experiment an der Zunge und an den Lippen und erzielte dasselbe Resultat.

Diese Erscheinungen hängen ganz einfach mit der geringen Brennbarkeit der benutzten Vermittlungssubstanzen und der durch heißes Eisen oder kochendes Öl hervorgebrachten Verdunstung dieser Substanzen zusammen. Als Grundlage gilt das Gesetz, daß jeder feste Körper, der in flüssigem Zustand, oder jeder flüssige Körper, der in Gaszustand übergeht, eine ungeheure Quantität Hitze absorbiert. Die Gelehrten brauchten also nur die Experimente an der Stelle aufzunehmen, auf der Sementini sie verlassen hat und das Verfahren zu verallgemeinern, um eine wirklich praktische Methode zu schaffen, die völlige Sicherheit gegen Feuer gewährt. 2-n.

Das verschwundene Gebiß. — In dem kleinen Städtchen L. in Neumexiko lebte ein reicher Junggeselle, Mr. Wilson, der nur einen Verwandten, einen Neffen namens Armstrong hatte, der, selbst mit Mammon reichlich gesegnet, in der Nähe große Viehfarmen besaß. War schon Mr. Wilson als ein sehr sparsamer Herr bekannt, so stand sein Neffe allgemein im Ruf, der größte Geizhals im ganzen Staate zu sein.

Der alte Wilson starb im Jahre 1901, und dem Neffen ward die ganze Nachlassenschaft überantwortet. Schon bei dem Begräbnis zeigte sich Armstrong im höchsten Grade schmutzig, indem er den Sarg und die sonstigen Erfordernisse vom billigsten Material bestellte. Nachdem er dann wieder auf seiner Besizung an-

gelangt war, nahm er genaue Einsicht in die ihm zugefallenen Reichthümer, und ein wohlgefälliges Schmunzeln machte sich auf seinem Antlitze bemerkbar. Plötzlich aber zuckte er zusammen, etwas offenbar Unangenehmes war ihm aufgestoßen. „Der Alte hat doch,“ rief er ganz erregt aus, „ein vollständiges Gebiß mit schwerer Goldfüllung gehabt. Das finde ich hier ja nirgends!“ Er suchte und suchte, fand es aber nicht und gelangte schließlich zu der Überzeugung, daß der Tote es mit ins Grab bekommen habe.

Einen solchen Verlust an der Erbschaft vermochte er nicht zu verschmerzen. Er spannte daher sofort ein, jagte nach der Stadt und beantragte die Ausgrabung der Leiche, um auf diese Art, wie er sich sehr zart ausdrückte, zu seinem rechtlichen Eigentum zu gelangen. Seinem Wunsche ward gewillfahrt, es stellte sich jedoch heraus, daß der tote Wilson kein Gebiß im Munde hatte.

Voller Wut setzte sich Armstrong auf seinen Wagen, der ihn in kurzer Zeit wieder nach Hause brachte. Dort waren alle seine Gedanken mit dem fehlenden Gebiß beschäftigt, und er überlegte hin und her, wo dasselbe geblieben sein könne. An der Leiche hatte — das wußte er sicher — nur der Tischler, der den Sarg anfertigte, längere Zeit zu tun gehabt, dieser Mann mußte also unbedingt das Gebiß herausgenommen und sich widerrechtlich angeeignet haben. Dies stand bald so fest bei ihm, daß er direkt aufs Gericht fuhr und den Meister Bradford des Diebstahls bezichtigte.

Dieser, ein durchaus unbescholtener und lange angefassener, verheirateter Mann, war nicht wenig erstaunt, als er vor Gericht geladen wurde, um sich wegen des ihm zur Last gelegten Diebstahls zu verantworten. Er leugnete die That und blieb hartnäckig dabei, auch als ihm mit Verhaftung und Haussuchung gedroht wurde. Letztere fand wirklich statt, verlief jedoch ergebnislos, so daß schließlich, da sich nicht die geringsten Anhaltspunkte ergaben, die Freisprechung des Angeschuldigten erfolgen mußte.

Armstrong war sehr enttäuscht, da sich ein solches Resultat ergab, und um so aufgebracht wurde er, als sich hierzu noch die Deckung der Gerichtskosten gesellte. Bradford aber war,

obgleich freigesprochen, doch sehr erzürnt ob des Verdachts, den Armstrong gegen ihn ausgesprochen, und er mied die Menschen, weil er fürchtete, vor ihnen noch nicht völlig gerechtfertigt dazustehen.

Es mochten vierzehn Tage vergangen sein, als eines Abends ein fliegender Händler, der sich längere Zeit in entfernteren Gegenden aufgehalten hatte, zur Stadt zurückkehrte. Dieser hörte von dem Verdacht, der gegen Bradford ausgesprochen worden war. „Was,“ rief er aus, „der biedere Meister sollte zum Diebe gestempelt werden! Das ist doch unerhört! Ich selbst nämlich habe vor etwa drei Monaten das fragliche Gebiß dem alten Wilson abgekauft, da er, wie er sagte, selbiges doch nicht lange mehr gebrauchen werde!“

Trotz seiner Müdigkeit machte sich der Zurückgekehrte sogleich auf den Weg zu Bradford und teilte diesem den Sachverhalt mit. Ungemein erfreut, nunmehr vollständig gereinigt in den Augen der Welt dazustehen, erklärte dieser, daß er jetzt wegen falscher Anschulldigung gegen Armstrong vorgehen und fünftausend Dollars Schadenersatz für die erlittene Unbill von ihm fordern werde.

Es entspann sich nun ein hartnäckiger Prozeß, da Armstrong sich zu keinerlei Schadloshaltung herbeilassen wollte. Er appellierte vielmehr bis zur höchsten Instanz, konnte aber nichts ausrichten. Bradford erhielt seine fünftausend Dollars zugesprochen, und Armstrong hatte überdies die erwachsenen, sehr beträchtlichen Prozeßkosten zu tragen.

D. v. Briesen.

Die beiden Stollen. — Auf einer Vergnügungsreise kam der berühmte englische Maler Frederick Leighton durch ein kleines Dorf, in welchem ein Maler gerade beschäftigt war, das Schild eines Wirtshauses anzufertigen. Eine Zeitlang beobachtete Leighton den Dorfkünstler.

Da blickte dieser von seiner Leiter herab und sagte: „Schöner Tag heute, Herr.“

Leighton konnte diese Tatsache nicht leugnen und fügte dann in freundlich verweisendem Tone hinzu, die eine Figur auf dem Schilde hätte nicht die richtige Proportion.

„Was, nicht die richtige Proportion!“ versetzte der Dorfkünstler gekränkt. „Sie können wohl nicht richtig sehen.“

„Wenn Sie von der Leiter herunterklettern wollen, werde ich die Geschichte in Ordnung bringen,“ erklärte der große Künstler gut gelaunt.

„Können Sie denn auch malen?“ fragte der andere mißtrauisch. „Ich habe nämlich keine Lust, mir meine Arbeit von Ihnen ruinieren zu lassen.“

„Haben Sie keine Angst, ich habe in meiner Jugend auch ein bißchen Malen gelernt,“ versetzte Leighton, während der andere die Leiter herunterkletterte. Dann nahm der berühmte Maler die Palette, stieg hinauf und begann zu malen, bis das ganze Bild fertig war.

„Na, das ist nicht so übel,“ erklärte der Dorfkünstler wohlwollend. „Die Kunst wird ja hier schlecht bezahlt, aber wenn Sie für mich noch weiter arbeiten wollen, dann werde ich Ihnen das Doppelte von dem geben, was ich meinen Gehilfen sonst bezahle.“

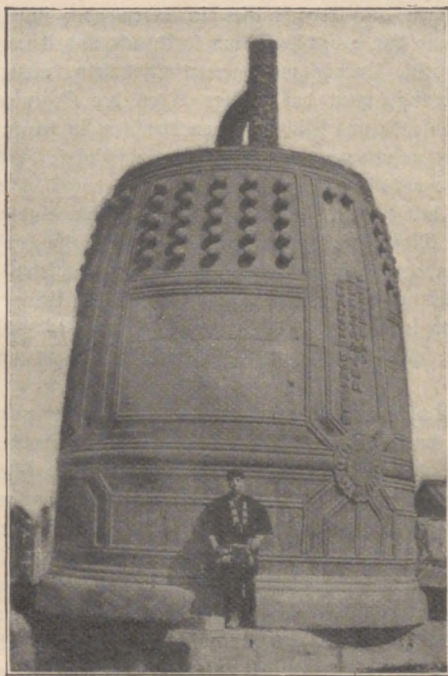
„Ich danke,“ versetzte Leighton trocken, „mein Name ist Leighton.“

„Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Herr Kollege,“ versetzte der Mann, der natürlich keine Ahnung hatte, wer vor ihm stand, „mein Name ist Tam.“

2-n.

Die größte Glocke der Welt. — Als solche hat jetzt die Glocke eines Tempels in der Umgebung der japanischen Stadt Osaka zu gelten, welche letztere im gewerblichen Leben Japans eine ähnliche Stellung einnimmt wie Manchester in dem von Großbritannien. Sie ist erst vor wenigen Jahren zum Guß und zur Aufstellung in japanischer Art neben dem Tempel gelangt und dem Gedächtnis des Reformators Schotoku gewidmet, der vor mehr als 1300 Jahren sich große Verdienste um die Verbreitung des Buddhismus in Japan erwarb. Die Höhe der Glocke beträgt 8 Meter, ihr Umfang nahezu 17 Meter, ihr Gewicht aber 140,000 Kilogramm. Vorher hatte die Riesenglocke des Kreml in Moskau den Ruhm, die größte der Welt zu sein; die schwerste ist sie noch heute. Sie hat eine Höhe von 5,8 Meter, einen Umfang von 18 Meter und ein Gewicht von 201,916 Kilogramm. Sie ward 1533 gegossen, fiel beim Brande von Moskau aus ihrem Gestühl herab und steht seit 1836 auf

einer Granitunterlage neben dem „Johann der Große“ genannten Glockenturm. Auch China hat in der 4,5 Meter hohen eisernen Glocke zu Peking, die der Kaiser Yong-lo 1403 gießen ließ, eine besonders große. Die größte Glocke Deutschlands ist die



Die Shotokuglocke in Osaka.

von Hamm in Frankenthal gegossene und 1875 in den Dom zu Köln abgelieferte „Kaiserglocke“, die 3,25 Meter hoch ist, am Schallrand 3,42 Meter Durchmesser hat und 26,250 Kilogramm wiegt.

Das Glockengut der obenstehend abgebildeten Shotokuglocke ist zum großen Teile aus allerhand frommen Stiftungen von

verschiedenem Metall gewonnen worden, worunter sich nicht weniger als nahezu 150,000 alte Kupferspiegel befunden haben sollen. B. G.

Die Erkrankungen des Gedächtnisses. — Man hat neuerdings mehrfach auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß die Erkrankungen des Gedächtnisses in bedeutender Zunahme sich befinden und das große Publikum in Unruhe und Bewunderung versetzen. Die Unruhe mag gerechtfertigt sein, nicht aber die Bewunderung, denn das hastige Leben der Gegenwart, das Hunderttausende und Millionen von Menschen in seinen Strudel zieht, muß naturgemäß auch die Gehirnmaschinerie durch ein zu vieles und vor allen Dingen durch ein ungeordnetes, überstürztes Arbeiten beschädigen. Und da dem Gedächtnis eine gewaltige Rolle im Wirken der Gehirnwerkstätte zukommt, so darf es uns nicht wundern, daß auch ihm die Irtrümer unserer heutigen Lebensführung arge Wunden schlagen. Es bedarf hier durchaus keiner langatmigen Erörterungen, sondern es genügt, die Tatsachen selbst sprechen zu lassen und richtig aneinander zu reihen.

Vor allem haben wir der allgemeinen „Amnesien“ zu gedenken, das heißt jener Geisteszustände, bei denen das gesamte Gedächtnisvermögen vermindert ist, oder mehr oder minder schnell zum Verschwinden gebracht wird. Allbekannt ist die Abwesenheit des Gedächtnisses während des epileptischen Anfalles. Hochinteressant sind ferner die Beziehungen, welche Schläge auf den Kopf und ähnliche Verletzungen, sowie die Hysterie und die Hypnose zum Verlust oder der Schwächung des Gedächtnisses haben. Hierüber veröffentlicht besonders ein französischer Forscher, Ribot, viel fesselndes Material. Er erzählt unter anderem von einigen Fällen zeitweisen Schwindens des Gedächtnisses bei hysterischen Personen, wo der Kranke plötzlich die Erinnerung an sein ganzes früheres Dasein einbüßt, ohne dabei aber sein sonstiges geistiges Vermögen und zumal seine Urteilskraft zu verlieren. Es handelt sich also gewissermaßen um das plötzliche Aufstehen einer zweiten Persönlichkeit, die oft lange Zeit hindurch das Feld behauptet, und deren Beziehungen zu der wahren Persönlichkeit des Kranken sich in den Tiefen des Unbewußten verbergen,

daher weder aus seinen Handlungen und Reden, noch aus seinen Gepflogenheiten, seinem Benehmen und seinen Taten klar werden.

Neben diesen Fällen, in denen die Gedächtnisstörung so ernster Natur ist, daß sie die davon Befallenen ihrer eigentlichen Persönlichkeit beraubt, finden wir andere, in denen der Verlust des Gedächtnisses nur wenige Minuten dauert, und die dennoch von nicht geringer Bedeutung sind. Es handelt sich um Erscheinungen, bei denen Erschütterungen, ein Hieb auf den Kopf, vielleicht ein einfacher Faustschlag ins Gesicht oder auch nur ein plötzlicher Schreck die Ursachen sind, welche das Räderwerk des Gehirnmechanismus an der hier in Frage kommenden Stelle ins Stocken bringen. In solchen Fällen ist die Aufhebung des Gedächtnisvermögens gewöhnlich nur von so kurzer Dauer, daß die fragliche Person sich des weißen Blattes gar nicht bewußt wird, das in ihr Lebensbuch eingeschaltet ward. Die Aufhebung der Erinnerung betrifft zuweilen die Dinge, welche unmittelbar vor der Ursache des Unfalles sich abspielten, zuweilen aber auch diejenigen, die derselben unmittelbar nachfolgen.

Die Gedächtnisstörung ist in vielen dieser Fälle von so kurzer Dauer, daß sie, wie gesagt, weder dem Befallenen noch seiner Umgebung zum Bewußtsein gelangt. Aber trotzdem ist sie nicht minder vollständig und absolut. Und ihre Folgen machen sich leider nur zu oft erst später bemerkbar, insoferne die Reihe der Erinnerungen durch die erwähnten Lücken mehr oder minder schwer gestört und ihrer organischen Form beraubt wird. Letzteres darum, weil zumeist gemäß einem Gesetze richtigen Geisteslebens die derart geschädigte Person unbewußt danach trachtet, die in ihrem Gedächtnis aufgetauchten Lücken mit falschen Erinnerungen auszufüllen, und die Falschheit solcher Erinnerungen um so weniger Aussicht hat, entdeckt zu werden, als die Person dieselben unter den am meisten wahrscheinlichen sucht, das heißt unter denjenigen, die den wirklichen Erinnerungen, welche jenseits der beiden Ränder der bezüglichen Lücken stehen, am nächsten kommen. Und daraus erwächst eine Form von Gedächtnisillusionen, welche besonders kennzeichnend in dieses Gebiet hineinleuchtet: diejenige der Einschaltung falscher Erinnerungen in einen Zeitraum von

Gedächtnislosigkeit. Sie ist in praktischer Hinsicht besonders wichtig darum, daß sie auch in Personen von normalem Geistesvermögen unter der lähmenden Wirkung einer seelischen oder leiblichen Erschütterung hervorgebracht zu werden vermag.

Daß das geistige Leben der hysterischen beständig von Gedächtnisillusionen gestört sei, wurde bereits von Charcot, von Binet und anderen Forschern in ausgezeichnete Weise klargestellt, und daß auch im geistigen Leben der Kinder die Tätigkeit des Gedächtnisses in einem beständigen Zustande des Schwankens sich befindet, vermochte mit besonderer Geduld und Feinheit der Arzt und Naturforscher Motet aufzudecken.

In den Kindern sind es vor allem die Erregungen des Erschreckens und der Schüchternheit, welchen ein derartiges Hervorbringen der Gedächtnisstörung zukommt. Andererseits bietet die Störung des Erinnerungsvermögens wieder Anlaß zu weiterem Übel, insoferne nämlich die Phantasie, welche in den Kindern mit so außerordentlicher Lebhaftigkeit sich betätigt, sich sofort an die Arbeit macht, um die Lücken des Gedächtnisses auszufüllen, und somit der Hang zum Phantasieren anfangs, zum Lügen später reiche Nahrung findet.

Darum geht auch eine der Hauptregeln der Erziehung des Kindes darauf hinaus, stets und in jeder Weise das Wirken des sofortigen Erinnerungsvermögens zu überwachen und dafür Sorge zu tragen, daß es nicht von zu starken Eindrücken der Einschüchterung und Beschämung, die zuweilen ganz besonders niederschmetternd auf das Gemüt und somit auch die Gedächtniskraft des Kindes sich äußern, geschädigt werde.

Über die Fälle, bei denen nur eine Art von Erinnerungen aufgehoben respektive zum Verschwinden gebracht wird, während die übrigen unbehelligt bleiben, berichtet uns der Franzose Ribot viel Interessantes. Vor allem geht er dem Vergessen der Zeichen auf den Grund, da der teilweise Gedächtnisverlust zumeist einer Gruppe von Zeichen des Ausdruckes zur Last fällt, so zum Beispiel den Sprach- und Schriftzeichen, den musikalischen oder mimischen Ausdrücken. Wir begegnen Kranken, denen die Erinnerung an die zum Aussprechen der Wörter nötigen Bewegungen abhanden

gekommen ist. Diese Leute verstehen wohl, was man ihnen sagt, wissen auch, was sie zu antworten haben respektive antworten wollen, vermögen jedoch die Vorstellung, die sie von den auszusprechenden Wörtern haben, nicht mehr in jene artikulierte Bewegung umzusetzen, die wir das gesprochene Wort heißen. In anderen Fällen hinwiederum sind sie nicht mehr im stande, zu lesen; die Buchstaben des Alphabetes haben für sie jedwede Beziehung zur Sprache verloren, sie erscheinen ihnen als sinnlose lineare Anordnungen.

In wieder anderen Fällen hingegen vermögen sie sich nicht mehr mit ausdrucksvollen Gebärden zu äußern, verstehen auch die Bedeutung der Gebärden anderer nicht mehr. Oder — und hier haben wir noch eine seltsamere Störung — sie blühten, obschon ihre Sehkraft bewahrt blieb, die Erinnerung für das, was die Gegenstände der Außenwelt darstellen, ein. Solche Menschenkinder sehen einen Stuhl und erinnern sich nicht mehr daran, daß derselbe dazu dient, um sich darauf zu setzen; sie erblicken eine Hausglocke, und ihrem Gedächtnis ist es entfallen, daß man dieselbe benutzt, um Leute herbeizurufen, sich anzumelden oder öffnen zu lassen. Und so geht es in diesem Bereich ins Unendliche fort, in die mannigfaltigsten Verästelungen und Verzweigungen sich verlierend, dem einen das Gedächtnis für die Bedeutung einer ganzen Gruppe von grammatikalischen Formen raubend, dem anderen, der vielleicht eine Reihe von Sprachen spricht, die Erinnerung an eine derselben in ihrer Gesamtheit ertötend.

Ribot beschreibt die Art, wie die verschiedenen Klassen von Erinnerungen während verschiedener Krankheiten, wie zum Beispiel bei der fortschreitenden Lähmung und dem Wahnsinn des Greisenalters, verschwinden, und indem er zeigt, wie die jüngsten Eindrücke des Gedächtnisses zuerst verschwinden, bringt er mit der Vorführung einer Menge von für das große Publikum überaus seltsamen und anziehenden krankhaften Erscheinungen zugleich einige wertvolle Beiträge zum Studium der Art und Weise, wie sich die Sprache bildet. So vermag man zum Beispiel an der Hand der Ribotschen Lehren und Forschungen sehr leicht eine Erklärung für die allbekannte Tatsache zu finden, daß im Gedäch-

nis der alten Leute die Erinnerungen der Kindheit mit größerer Lebendigkeit auferstehen als diejenigen des Mannesalters und selbst die der ersten Jahre des Greisenalters. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß aus dem geschwächten Gedächtnis die neuesten Erwerbungen verschwinden und somit nicht mehr den Raum beengen und Hindernisse aufbauen zwischen dem gegenwärtigen Gedächtnis und dem Erwachen von weiter zurückliegenden, besser zur Einprägung gelangten, die ersten Lebensjahre betreffenden Eindrücken. In diese Erscheinungsreihe gehört nach Ribot die Rückkehr vieler alter Leute zu den Ideen und Meinungen der ersten Jugend.

Für diese Auffichtung der Erinnerungen liefert uns Doktor Ruff ein interessantes Bild mit seinem nachstehenden Bericht: „Ein Geistlicher, von Ursprung Deutscher, aber in Amerika ange siedelt, erzählt mir, daß er in seiner Gemeinde sehr viele Deutsche und Schweden gehabt habe, die fast alle kurz vor ihrem Tode in ihrer Muttersprache beteten. Viele von ihnen hatten aber seit 50 bis 60 Jahren ihre deutsche oder schwedische Sprache nicht mehr gebraucht.“

Die sehr häufige Erscheinung, daß ein Mensch kurz vor seinem Tode oder in Momenten der Todesgefahr sein ganzes Leben wie in einem blißschnellen Zauberbilde vorüberfließen sieht, gehört hingegen wohl in den Bereich der Übertreibungen oder Ausartungen des Gedächtnisses. Bei der völligen Unwissenheit freilich, in der wir uns im Hinblick auf die inneren Vorgänge befinden, unter denen sich die Erinnerung abspielt, flieht uns der Mechanismus solcher Vorkommnisse vollständig. Während einer Fieberkrankheit zum Beispiel erwachen Erinnerungen, die seit Jahren nicht mehr in den Bereich des Bewußtseins traten, und nehmen vom Bewußtsein des Kranken wieder Besitz. Wie viele haben nicht schon am Krankenbett derlei Erscheinungen zu beobachten vermocht!

Von all diesen wunderbaren Vorkommnissen sucht man die Erklärung in einem besonderen Blutzustande. Jedenfalls steht außer Zweifel, daß das in seinen besten Bestandteilen verbrauchte, mit Krankheitsstoffen beladene Blut auch dem Gehirnleben von höchstem Nachteil wird, und ebensowenig dürfen wir die Mitwir-

fung ungeordneter, hastiger Nervenarbeit an diesem Schädigungs-
werke bezweifeln, zumal in unregelter, übermäßiger Nerven-
betätigung auch Vergeudung wertvoller Blutstoffe — die
Nerven nähren sich ja aus dem besten Blutmateriale — statt-
findet.

Damit treten wir aber auch bereits der Frage der Vorbeugung
und Beseitigung vieler solcher Zustände nahe. Im Rahmen all-
gemeiner Gesundheits- und besonderer Gehirnpflege hat die
Menschheit ihr Heil zu suchen und heute mehr denn je, wenn
anders sie wieder zu besseren Zuständen in ihrem Leibes- und
Seelenleben kommen will. Mehr Ruhe, mehr Ordnung in
unseren Verrichtungen, mehr Gleichmaß in den Anforderungen
an Körper und Geist — darin liegt die Rettung für Tausende
und Abertausende!

E. P.

Er hat's dazu. — Ein originelles Essen gab vor kurzem der
Multimillionär William Waldorf Astor in Kairo. Man nahm an
einer quadratförmigen Tafel Platz, an jeder Seite sieben Per-
sonen; auf der Tischplatte war die ägyptische Wüste nachgebildet.
Der weiße Wüstenand bestand aus Streuzucker, und auf dem
Sande erschienen in vollendeter Nachbildung ganze Handels-
karawanen. Kleine Häuschen, aus Miniaturpalmen gebildete
Dafen und fließende Gewässer erfreuten das Auge. In der
Mitte erhoben sich die Pyramiden und die Sphinx an dem
fließenden Nil, auf dem sich Barken schaukelten. Nach dem Ge-
frorenen wurde eine große Schale mit kleinen goldenen Schau-
feln für die Geladenen hereingebracht, und diese wurden auf-
gefordert, Ausgrabungen in der Wüste vorzunehmen. Es wurden
nun ebensoviele alte ägyptische Schmuckstücke ans Tageslicht
befördert, als Gäste vorhanden waren, und diese wurden ihnen
als Gastgeschenk überreicht. Jedes einzelne Schmuckstück hatte
einen Wert von einigen tausend Franken.

D. v. B.

Londons Fremdenverkehr. — Über den Riesenfremden-
verkehr Londons machte der englische Sozialpolitiker John Burns
kürzlich Angaben, die auch das Interesse weiterer Kreise erregen
dürften.

Genauen statistischen Aufstellungen zufolge schätzt er den
Fremdenzufluß Londons auf 80,000 Personen für jeden Tag

des Jahres. Zur Bewältigung dieses Fremdenverkehrs bedarf es täglich 250 Personenzüge von je 8 Wagen, deren jeder wieder 40 Personen faßt. Das macht jährlich 91,250 Eisenbahnzüge mit 29,200,000 Menschen — weit mehr als die Hälfte der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Königreiche — die zu Geschäfts- oder Vergnügungszwecken die Riesenstadt aufsuchen.

Nimmt man die Ausgaben eines London besuchenden Fremden für Essen, Trinken und Vergnügen mit nur 5 Mark pro Tag an, eine Summe, die jedem, der Londoner Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, als sehr niedrig gegriffen erscheinen wird, so ergibt sich daraus eine tägliche Einnahme für die Londoner Geschäftsleute von 400,000 Mark, jährlich also 146 Millionen Mark. W. St.

Warnung vor Furpsuschern. — Auf dem Kirchhofe zu Hameln findet sich eine Inschrift auf dem Leichenstein zweier Kindergräber vom Jahre 1792 mit folgendem Wortlaut:

„Wir sind durch eines Puschers Hand
Zu früh hierher geschicket,
Zur Warnung für das ganze Land
Und den, der dies erblicket.
Sein Leben traue jedermann
Nur sicherer Ärzte Hände an.“

G. T.

Das Glück eines Gelehrten. — Der Professor L., der an der Universität Genf über Zoologie las, hielt als fast Achtzigjähriger seine Abschiedsvorlesung. Er gab dabei seinen Hörern einen kurzen Abriss seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, die hauptsächlich dem Leben der Kleintiere gewidmet waren. Mit erhobener Stimme schloß er: „Ziehe ich die Summe meines Lebens, so kann ich mit Genugtuung sagen: Der Traum meiner Jugend waren die Eingeweidewürmer, und der Abend meines Lebens wurde verschönt durch die Wasserflöhe!“ G. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.






Bildschön

ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt: Radebeuler

* **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** *

von Bergmann & Co. Radebeul - Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von
Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 S

Mütter, nähret selbst!

Durch die künstliche Ernährung mit der Flasche gehen allein in Deutschland jährlich mehr als 300 000 Säuglinge an Verdauungskrankheiten zu Grunde. Dagegen gedeihen Brustkinder vortrefflich. Ein Mittel, welches Milch schafft und jeder Mutter das Selbststillen ermöglicht, ist das von den hervorragendsten Ärzten erprobte und empfohlene **LACTAGOL**, das in allen Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Eine Broschüre über „Natürliche Säuglingsernährung“ versendet gratis

Vasogen-Fabrik Pearson & Co., Hamburg 15.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Jeder Band in farbigem Umschlag 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

In dieser bestebten Sammlung sind bisher erschienen:

- Fritz Döring, Die Hexe.** Illustriert von L. Berwald.
— " — **Die Wette.** Illustriert von E. Cucuel.
Ednard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustriert von Hanns Anker, Rich. Mahn und Oskar Theuer.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth und Rich. Mahn.
J. C. Heer, Der Spruch der Fee. Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn.
Heinz von Hemskerk, Die Gewitterfante. Illustr. von F. v. Reznicek.
Paul Hense, Der Schukengel. Illustriert von E. Münch.
Alex. Noszkowski, Das Über-Büchl. Illustriert von S. Fechner und Eug. Siegert.
— " — **Flatterminen.** Illustriert von Walther Caspari.
Ernst Quellenbach, Auf der Sonnenseite. Illustriert von E. Reichert, A. Mandlic, R. Reinicke u. a.
Ernst und Alte Quellenbach, Aus junger Ehe. Illustriert von E. Webenmeyer.
A. Koël, Didiers Braut. Illustriert von F. Slavaty.
— " — **Freundinnen.** — Im Lichtmeer. Illustriert von Konr. Egersdörfer. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—.)
Hans Oden, Tannhäuser. Illustriert von E. Seilemann.
Anna Ritter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn.
Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustriert von Rich. Mahn.
Richard Skowronnek, Die Frau Leutnant. Illustriert von E. Rosenstand. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.)
Rudolph Strah, Du und ich, Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustr. von F. v. Reznicek. Doppelband. (Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.)
— " — **Der Stern von Angora.** Illustriert von Paul Sey.
— " — **Samum.** Illustriert von Chr. Speyer.
— " — **Porbei.** Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustr. von E. Münch.
— " — **Die Hand der Fatme.** Mit 32 Illustrationen. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.)
Teo von Torn, Capricen. Illustriert von F. Slavaty.
S. Willinger, Benz. Illustriert von A. Wald.
— " — **Im Bonnetal.** Illustriert von A. Wald.
Richard Fof, Neue römische Geschichten. Illustr. von W. Caspari.
— " — **Santina und anderes Römische.** Illustr. von M. Schlichting.
Adolf Willbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rieth.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebtester Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Textillustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Unterhaltungslektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

☞ Zu haben in den meisten Buchhandlungen. ☞

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Sommersport * und Lieblings- beschäftigungen.

❁ ❁ ❁ ❁ ❁ ❁

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Als für die Sommermonate besonders geeignet empfehlen wir
nachstehende Bändchen:

Nr. 2. Aquarium u. Terrarium.

Bearbeitet von Hermann Lachmann.
Mit 76 Abbildungen.

Nr. 3. Liebhaber-Photographie.

Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert.
Mit 67 Abbildungen.

**Nr. 7. Der Schmetterlingsamm-
ler.**

Bearbeitet v. Alexander Bau.
Mit 98 Abbildungen.

Nr. 10. Radfahren.

Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert.
Mit 69 Abbildungen.

Nr. 12. Der junge Schiffbauer.

Bearbeitet von Schiffsbaukonstruk-
teur Waap. Mit 10 Tafeln u. 29 Abb

Nr. 18. Das Mikroskop.

Bearbeitet von S. Schertel.
Mit 91 Abbildungen.

**Nr. 19. Lawn Tennis und andre
Spiele.**

Bearbeitet v. Ph. Heineken.
Mit 83 Abbildungen.

Nr. 22. Der Käfersammler.

Bearbeitet von Alexander Bau.
Mit 188 Abbildungen.

❁ Preis jedes Bändchens nur 1 Mark. ❁

Unsere Taschenbücher, von
welchen bis jetzt 25 Bändchen
erschienen, sind bestimmt, über
die Praxis jugendlicher Lieb-
haberereien, wichtiger Lebensfra-
gen, über Sport und Spiel etc.
zweckmäßige Auskunft zu geben
und dem Lalen ohne großen
Geldaufwand die mangelnde Er-
fahrung zu ersetzen.

Prospekte kostenlos.



Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Jeder Band in farbigem Umschlag 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

In dieser beliebten Sammlung sind bisher erschienen:

- Fritz Döring**, Die Hexe. Illustriert von L. Bernald.
— Die Wette. Illustriert von E. Cucuel.
Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustriert von Hanns Anfer, Rich. Mahn und Oskar Theuer.
Ludwig Judca, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth und Rich. Mahn.
J. C. Seer, Der Spruch der Fee. Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn.
Seinz von Hemskerk, Die Gewitterfante. Illustr. von F. v. Reznicek.
Paul Sepe, Der Schußengel. Illustriert von E. Münch.
Alex. Koszkowski, Das Aber-Büchl. Illustriert von S. Fechner und Eug. Siegert.
— Flatterminen. Illustriert von Walther Caspari.
Ernst Quellenbach, Auf der Sonnenseite. Illustriert von E. Reichert, A. Mandlik, R. Reinicke u. a.
Ernst und Ate Quellenbach, Aus junger Ehe. Illustriert von E. Webenmeyer.
A. Roß, Didiers Braut. Illustriert von F. Slavaty.
— Freundinnen. — Im Lichtmeer. Illustriert von Konr. Eggersdörfer. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, geb. M. 3.—)
Hans Olden, Lannhäuser. Illustriert von E. Seilemann.
Anna Bitter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn.
Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustriert von Rich. Mahn.
Richard Skowronnek, Die Frau Leutnant. Illustriert von E. Rosenstand. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—)
Rudolph Strah, Du und ich. Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustr. von F. v. Reznicek. Doppelband. (Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—)
— Der Stern von Angora. Illustriert von Paul Sey.
— Samum. Illustriert von Chr. Speyer.
— Vorbei. Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustr. von E. Münch.
— Die Hand der Fatme. Mit 32 Illustrationen. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—)
Geo von Torn, Caprizen. Illustriert von F. Slavaty.
S. Willinger, Benz. Illustriert von A. Wald.
— Im Wonnetal. Illustriert von A. Wald.
Richard Foh, Neue römische Geschichten. Illustr. von W. Caspari.
— Santina und anderes Römisches. Illustr. von M. Schlichting.
Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rieth.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebtester Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Textillustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Unterhaltungsliteratur können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Sommersport * und Lieblings- beschäftigungen.



Illustrierte Taschenbücher

x-rite colorchecker CLASSIC

Als für die Sommermonate nach

Nr. 2. Aquarium u. Terrarium

Bearbeitet von Hermann Lachmann.
Mit 76 Abbildungen.

Nr. 3. Liebhaber-Photographie

Bearbeitet von Dr. Georg Lachmann.
Mit 67 Abbildungen.

Nr. 7. Der Schmetterling

Bearbeitet v. Alexander Lachmann.
Mit 98 Abbildungen.

Nr. 10. Radfahren.

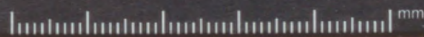
Bearbeitet von Dr. Georg Lachmann.
Mit 69 Abbildungen.

— Preis jedes

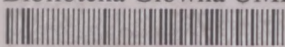
Unsere Taschenbücher, von welchen bis jetzt 25 Bändchen erschienen, sind bestimmt, in die Praxis jugendlicher Liebhaberinnen, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldeaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

Prospekte kostenlos.

Zu haben in den



Biblioteka Główna UMK



300020175389